Fr
1267.6.2

WIDENER
HN XKBA S

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Fr 1264.76.2

Harvard College Library

FROM THE FUND BEQUEATHED

BY

CHARLES SUMNER

(Class of 1830)

SENATOR FROM MASSACHUSETTS

"For books relating to Politics and Fine Arts."

Heidelberger Abhandlungen
zur mittleren und neueren Geschichte
Herausgegeben von Karl Hampe, Erich Marcks und Dietrich Schäfer
21. Heft

Fancan
und die französische Politik
1624—1627

Von

Erich Wiens

Heidelberg 1908
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 256.

Fr 1267.6.2

HARVARD COLLEGE
FEB 4 1909
LIBRARY.

Sumner fund
(21)

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Vorwort.

Einem andern war die Ausbeutung des Materials bestimmt, das in der vorliegenden Darstellung zur Verarbeitung gekommen ist.

Theodor Kükelhaus, dem die Entdeckung des Inventars von Fancans Papieren Anlaß gegeben hatte, dem Wirken jenes Mannes weiter nachzuspüren, seiner bis dahin nur unvollständig erkannten Bedeutung zu ihrem vollen Recht zu verhelfen, ist seiner Arbeit kurz vor Erreichen des Zieles durch einen plötzlichen Tod entrissen worden.

Von der Reichhaltigkeit des Materials, das Kükelhaus in der Verfolgung dieses Zieles durch jahrelanges, unermüdliches Nachforschen in den europäischen Archiven erworben hatte, wird diese Arbeit ein ungefähres Bild geben, ebenso aber auch einen Gradmesser für den Verlust, den die historische Wissenschaft durch sein Hinscheiden erlitten hat. Durch äußere Umstände, die sich im letzten Grunde auf persönliche Beziehungen zu dem Verstorbenen zurückleiten lassen, ist sein literarischer Nachlaß zwecks weiterer Verwertung in meine Hände gekommen. Mit einigem Bangen bin ich an den Versuch, die Arbeit weiterzuführen, herangetreten; denn wenn der Stoff in seiner Fülle und Originalität einen natürlichen Reiz ausübte, so konnten doch mannigfache Bedenken nicht ausbleiben. Fehlte mir einerseits die praktische Erfahrung

auf dem Gebiet größerer historischer Darstellung, wie sie Kükelhaus bereits in reichem Maße sich zu eigen gemacht hatte, überhaupt, so ergab sich die Hauptschwierigkeit aus der Natur dieser Arbeit im besonderen.

Kükelhaus arbeitete in seinen Fancan-Studien auf einem Gebiet, welches ihm längst vertraut war; als ausgezeichneter Kenner der Geschichte Heinrichs IV. und Richelieus besaß er die vorzüglichste und solideste Grundlage für ein volles Verständnis der Bedeutung Fancans, und ein noch so fleißiges Durcharbeiten des von ihm gesammelten Materials konnte die Menge persönlichsten Wissens, das seinen Nachforschungen die Wege gewiesen, in der Ansammlung selbst eine beständige Bereicherung erfuhr, niemals ersetzen. Um Nachsicht muß ich daher von vornherein bitten.

Worin Fancans Bedeutung beruht, hat Kükelhaus bei der Publikation jenes Inventars[1] noch selbst der Öffentlichkeit mitgeteilt, und diese Mitteilungen ergänzt durch einen an die Kgl. Preußische Akademie der Wissenschaften gerichteten Bericht über seine Studienreisen, der neuerdings auch veröffentlicht worden ist.[2] Als politisch-literarischen Kämpfer und als Vertrauten und Mitarbeiter Richelieus hat er in jenem knappen Rahmen uns Fancan vor Augen gestellt. Während nun der politische Parteiführer und Kämpfer durch Geley's: „Fancan et la politique de Richelieu" wenigstens für ein Gebiet seiner Tätigkeit, nämlich die Abfassung von Flugschriften, eine stoffreiche, ausführliche Behandlung erfahren hat, ist der Teilnahme Fancans an der Regierungsarbeit bisher nur von G. Fagniez und G. Hanotaux in ihren Arbeiten über Richelieu gedacht, und zwar, wie es im Rahmen

[1] Historische Vierteljahrsschrift 1899.

[2] Beilage zum Jahresbericht des Düsseldorfer Städtischen Gymnasiums Ostern 1905.

größerer, andern Zielen zuſtrebender Werke natürlich iſt, kurz gedacht worden. Parrots 1903 erſchienenes Buch „Fancan et Richelieu“ behandelt Fanean ausſchließlich in ſeiner Eigenſchaft als Geiſtlichen, als liberalen Katholiken. —

Ich bin in meinem Urteil über die Perſönlichkeit Faneans zu teilweiſe abweichenden, in manchem ſogar geradezu entgegengeſetzten, für ihn günſtigeren Anſchauungen gelangt, als ſie in den erwähnten Stellen niedergelegt ſind und hoffe, daß meinem Material eine ausweichende Beweiskraft wird zuerkannt werden können. Die Stellung Faneans zu Richelieu und den politiſchen Fragen und Ereigniſſen jener Jahre, in denen er mit Richelieu in Beziehungen ſtand, feſtzuſtellen, iſt wohl die hauptſächlichſte Abſicht Kükelhaus' geweſen. Ich habe mich für die Darſtellung ſelbſt auf die Jahre 1624—1627 beſchränkt, und die vorhergehende, durch die Abfaſſung von Flugſchriften charakteriſierte Periode nur einleitend kurz behandelt. Der Grund war folgender: Unter Ausſcheidung des Pamphletiſten, als welchen ihn Geley gezeigt hat, ſuchte ich mich hier ausſchließlich an den praktiſchen Politiker zu halten, und von dieſer Betätigung Faneans kann erſt ſeit dem Frühjahr des Jahres 1624, d. h. der Zeit, wo er ſeine Oppoſitionsſtellung zur Regierung aufgeben kann und aufgibt, geredet werden.

Was nun das Geſamtergebnis meiner Unterſuchung betrifft, ſo ſtimmt es mit dem von Kükelhaus gefundenen und in jenen zwei Aufſätzen niedergelegten im ganzen überein. Aber in einzelnen Zügen, die ich hier gleich hervorheben möchte, hat ſich das Bild verſchoben. Wenn Kükelhaus den literariſchen Kampf Faneans gegen Richelieus Vorgänger als gleichzeitiges, zielbewußtes Hinarbeiten auf Richelieus Berufung hinſtellt, mit der Begründung, daß Fanean in ihm ſchon längſt den geborenen Retter Frankreichs erkannt habe,

ſo glaube ich hierin nicht ſo weit gehen zu dürfen. Von unbedingter Bewunderung Fancans für Richelieu kann zu keiner Zeit die Rede ſein, den Eintritt desſelben begrüßt er in zwar ſympathiſchen, aber der Zurückhaltung keineswegs entbehrenden Worten; Richelieu ſchien ihm eben noch die meiſte Gewähr unter den in Betracht kommenden Staatsmännern zu bieten, mehr war es nicht. In zweiter Reihe iſt es die von Kükelhaus vertretene Anſicht, Fancan habe bis zum Jahre 1627 Richelieu in ſeinen Bahnen gehalten, die meines Erachtens einer Berichtigung bedarf. Bedeutet ſchon die ſo bedingungslos aufgeſtellte Behauptung, Richelieus Politik ſei durch Fancans Ideen geleitet geweſen, eine kleine Überſchätzung der von Fancan eingenommenen Rolle, ſo muß ſie, was die erwähnte Zeitangabe betrifft, als teilweiſe irrtümlich bezeichnet werden. Von Richelieus Seite aus ändert ſich meines Erachtens vielmehr das Verhältnis innerlich bereits ſeit dem Sommer 1625, der Zeit der Oppoſition Fancans gegen den Hugenottenkrieg, und Fancans Vertrauen zu Richelieu gerät ins Wanken ſeit dem Frieden mit Spanien, Frühjahr 1626. Von da ab iſt von einem Zuſammengehen keine Rede mehr, enthält die franzöſiſche Politik faſt nichts mehr von Fancans Grundſätzen. Im Zuſammenhang mit den hier angedeuteten Abweichungen von Kükelhaus ja auch nur vorläufigem Ergebnis ſteht ein Gegenſatz zwiſchen ſeiner und meiner inneren Stellungnahme zu den behandelten Perſonen und Fragen; denn dieſe unbedingte Billigung, uneingeſchränkte Bewunderung, wie ſie Kükelhaus' Standpunkt gegenüber Fancans Perſon und Handeln charakteriſieren, und jene meines Erachtens zu ſtarke Betonung, zu große Meinung von Fancans Bedeutung erklären ſich wechſelſeitig, führten ihn wohl auch beide manchmal zu ungerechter Beurteilung der Gegenpartei. Mir erſcheint hier Zurückhaltung durchaus am Platze;

Fancans Gedankenwelt gibt keine großen pſychologiſchen Rätſel auf, ſie erſcheint als die eines klarblickenden, zielbewußten Mannes mit abſolut feſtſtehenden Grundanſchauungen. Aber eben in letzterem, in dieſer unumſtößlichen Überzeugung, das ſich geſteckte Ziel nur auf einem Wege erreichen zu können, liegt, ſoweit der Politiker zu beurteilen iſt, eine Schwäche Fancans. Ob, was für Kükelhaus feſtſtand, jene großen Aufgaben, welche dem franzöſiſchen Nationalſtaat damals geſtellt waren und von ihm erfüllt worden ſind, in der ſteten praktiſchen Verwertung der von Fancan aufgeſtellten und doktrinär wiederholten politiſchen Theorien ebenfalls eine Löſung, vielleicht ſogar eine vollkommnere, gefunden hätten, möchte ich bezweifeln, die wahrhaft ſtaatsmänniſche Genialität doch in erſter Reihe Richelieu zuſchreiben.

Die Hauptunterlage für eine Darſtellung von Fancans politiſcher Tätigkeit boten ſeine zahlreichen Denkſchriften, die, größtenteils anonym verfaßt, erſt nach quellenkritiſcher Prüfung als Material herangezogen werden konnten. Die Handhabe zur Feſtſtellung des Verfaſſers boten in den meiſten Fällen jene in dem Inventar ſeiner Papiere vom Gericht aufgeſtellten kurzen Analyſen ſeiner Schriften, die eben den großen Wert jener von Kükelhaus gefundenen Urkunde ausmachen; wo dieſe verſagen, Eigenheiten in Fancans Schreibweiſe und Gedanken, die, häufig ſich wiederholend und in ſtets ſcharf umriſſener Form auftretend, den Verfaſſer mit ziemlicher Sicherheit zu erkennen geben. Bei meinem längeren Arbeiten in den Pariſer Archiven hatte ich ſelbſt Gelegenheit, Kükelhaus Ergebniſſe in dieſer Hinſicht nachzuprüfen und teilweiſe zu ergänzen. Als zweite wichtige Quellenkategorie kamen diplomatiſche Korreſpondenzen in Betracht; die Auffaſſungen und Eindrücke innerhalb der gegneriſchen Parteien wiedergebend, bieten ſie eine willkommene gegenſeitige Ergänzung und Be-

richtigung, erheischen aber eine doppelt vorsichtige Auslegung, wo es sich um die Beurteilung eines Mannes handelt, der zu den brennenden politischen und religiösen Fragen in vorderster Reihe Stellung nahm und so je nach der Parteirichtung Haß oder Gunst in besonders reichem Maße auf sich ziehen mußte.

So gedeutet lösen sich denn auch die zahlreichen Widersprüche in den Aussagen der Zeitgenossen über Fancan mit wenigen Ausnahmen leicht auf; eine psychologisch komplizierte Natur war er, wie gesagt, nicht, klar und bis ins kleinste erkennbar zeigt sich seine Persönlichkeit.

Eine neue historische Größe entdeckt zu haben, maßt diese Arbeit sich nicht an, wohl aber hofft sie dartun zu können, daß der bescheidene Kanonikus von St. Germain l'Auxerrois neben den von der Nachwelt längst anerkannten markantesten Typen des damaligen französischen Staatslebens auch seinen Platz verdient.

Es bleibt mir die angenehme Pflicht, der vielfachen Förderungen und Unterstützungen zu gedenken, welche meiner Arbeit zuteil wurden.

Mein Dank gilt neben Frau Dr. Kükelhaus für die gütige Überlassung des handschriftlichen Materials ihres verstorbenen Gatten in erster Reihe Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. Marcks-Hamburg, der das Werden der Arbeit mit stets gleichbleibender Teilnahme begleitet und durch Rat und Tat mir manche Schwierigkeit aus dem Wege geräumt hat; ich bin ihm tief verpflichtet.

Herr Professor Dr. Goetz-Tübingen hatte die Güte, mir wiederholt wertvolle Hinweise und Berichtigungen bezüglich der bayrischen Akten zukommen zu lassen; auch ihm gilt mein warmer Dank.

Erwähnen muß ich ferner die überaus liebenswürdige

Aufnahme und Unterſtützung, die mir im Pariſer Archive des Auswärtigen Amtes, wo ich mein Material ergänzte, zuteil wurde; den Herren Tauſſerat-Radel und G. Eſpinas, zumal letzterem, der mir auch ſpäter die erbetenen Auskünfte ſtets aufs bereitwilligſte ſchriftlich erteilte, ſei an dieſer Stelle aufrichtig gedankt.

Inhaltsangabe.

Seite

Einleitung . . . . . 1—12

Frankreich nach dem Tode Heinrichs IV. — Die politischen Parteien und ihre Wünsche. — Fancan als hervorragendes Mitglied der Partei der „bons Français“ und erfolgreichster, auf der Grundlage dieser Partei stehender Pamphletist. — Seine Annäherung an Richelieu und deren Ursachen, ihr gemeinsam geführter Kampf bis zum Frühjahr 1624.

I. Die Periode des Zusammengehens Fancans mit der Regierung, d. h. mit Richelieu, Frühjahr 1624 bis Sommer 1625 . . . . . 13—61

Die allgemeine politische Lage bei Beginn von Richelieus Ministerium. — Fancans Reisen nach Köln und München, seine praktische wie moralische Unterstützung der Regierung in den äußeren politischen Angelegenheiten. — Fancans Reformversuche auf dem Gebiet der inneren Politik, in Finanz- und Verwaltungsfragen. — Seine Stellung zu den hauptsächlichsten Problemen der Zeit, seine staatsrechtlichen, kirchenpolitischen und religiösen Anschauungen.

II. Die Periode der Entstehung und Verschärfung des Gegensatzes zu Richelieu und dessen Politik, Sommer 1625 bis Sommer 1627 . . . . . 61—127

Der Bürgerkrieg und dessen Wirkungen auf das Verhältnis Fancans zur Regierung. — Einstweilige Beseitigung der Gefahr eines Zusammenstoßes infolge des Friedensschlusses im Februar 1626. — Fancans Tätigkeit in der bayerischen Frage;

ſeine Beurteilung ſeitens der bayeriſchen Regierung. — Der Friede mit Spanien und die durch ihn inaugurierte katholiſche Politik der Regierung veranlaſſen eine erneute, verſtärkte Oppoſition Fancans. — Der Plan der Vermählung Gaſtons ſchafft einen perſönlichen Gegenſatz zwiſchen Fancan und Richelieu. — Zuſpitzung des Konfliktes infolge ſeiner leidenſchaftlichen, rückſichtsloſen Bekämpfung des katholiſchen Grundgedankens von Richelieus Politik. — Fancans perſönliche Feinde. — Sein Eintreten für England und Bekämpfung des ſpaniſchen Bündniſſes bedeuten eine Gefährdung der Kombinationen Richelieus, daher ſeine Verhaftung eine politiſche Notwendigkeit. — Die näheren Umſtände, Mitwirkung von Fancans Gegnern. — Kritik der Beſchuldigungen in Richelieus Memoiren, ihr wahrer Wert.

Anhang:

Discours sur les affaires presentes et d'Angleterre . . . 128—133

Moyens legitimes, solides et necessaires pour contenir le St. Siege et empescher qu'il n'accroisse d'avantage son autorité dans la France, au prejudice de celle du Roy et tranquillité de son Estat . . . . . 133—141

In der Geſchichte Frankreichs gehören die Jahre von 1590—1610 zu einer der glänzendſten und ſegensreichſten Epochen. Nicht nur daß eine jahrzehntelange Periode der inneren Zerriſſenheit und äußeren Ohnmacht, des Rückſchreitens der moraliſchen und wirtſchaftlichen Kultur des Landes ihren Abſchluß gefunden hatte: Der Umſchwung, welcher auf dem Gebiet des geſamten nationalen Lebens ſeit dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts ſich merkbar macht, findet in ſeiner Jäheit und Großartigkeit kaum eine Analogie in der franzöſiſchen Geſchichte. Erinnern wir uns nur an die Beſchwichtigung der religiöſen Leidenſchaften und konfeſſionellen Gehäſſigkeit, an die Konſolidierung und dann die blühende Entwicklung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe, die Neuanfachung des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Lebens; das alles aber erſt möglich geworden durch die Beendigung des Bürgerkrieges, hervorgewachſen aus dem kräftigen Boden eines politiſch geeinten Landes. — In einer Perſönlichkeit lag die eigentlich treibende Kraft dieſer rapiden Entwicklung: ohne die lebensvolle Erſcheinung Heinrichs IV. wäre ſie ſchlechthin unbegreiflich. Sein politiſcher Scharfblick konnte die ungeheuren ſachlichen Schwierigkeiten überwinden, ſeine hinreißende und zugleich imponierende Perſönlichkeit brachte es fertig, auch den menſchlichen Gegenſätzen ihre Schärfe zu nehmen, bewirkte ein friedliches Zuſammenarbeiten der vorher zerriſſenen Nation. — Aber damit iſt bereits geſagt, wie eng auch der Beſtand alles deſſen an

ſeine Perſon geknüpft war; mit ſeinem Tod lief das Werk die Gefahr der Auflöſung.

Seine Witwe, die für den noch minderjährigen Sohn die Regierung übernahm, war nicht danach geſchaffen, ihn zu erſetzen; der koſtbarſte Preis langer Kämpfe, die nationale Einheit, ſchien aufs neue gefährdet. Der Hochadel, nicht mehr unter dem Druck der feſten Hand ſeines Königs, begann ſeine Anſprüche auf Teilnahme an der Regierung wieder geltend zu machen, Maria Medici, ihm allein nicht gewachſen, ſuchte eine Stütze. Die Wahl, welche ſie hierbei traf, bedeutete den vollſtändigen Bruch mit der Tradition: dem Nationalfeind Frankreichs, deſſen Vernichtung noch die letzten Gedanken des verſtorbenen Königs gegolten hatten, ſuchte ſie ſich zu nähern. Stark katholiſche ſowie dynaſtiſche Intereſſen waren ausſchlaggebend für dieſen Entſchluß, die Entlaſſung der Miniſter des Königs zeigt den veränderten Kurs an. An ihre Stelle trat der ſpanierfreundliche Italiener Concini, eine Kreatur Maria Medicis. Eine durchaus unbedeutende Natur, lediglich ein geſchmeidiger Höfling, hatte er ſich der Königin unentbehrlich und zum tatſächlichen Leiter der Geſchäfte zu machen gewußt. Eine großzügige Politik war von ihm nicht zu erwarten, er begnügte ſich damit, gegen die großen Adelsgeſchlechter zu Felde zu ziehen und durch gehäſſiges Auslegen der Edikte die Hugenotten zu reizen. Zu einer Erneuerung der inneren Unruhen boten ſich die beſten Ausſichten.

Sah man in den leitenden Kreiſen dieſe Gefahr nicht oder wollte ſie nicht ſehen, um ſo drohender empfand ſie ein großer Teil der franzöſiſchen Nation, und von dort aus begann die Oppoſition gegen dieſe unfranzöſiſche, den Traditionen Hohn ſprechende Politik. Aus den Kreiſen der Beamten und Gelehrten, dem Weltklerus bildet ſich jene Partei

der „Bons Francais“, wie sie sich selbst bezeichnen, im Grunde eine Erneuerung der Politikerpartei des 16. Jahrhunderts. Rückkehr zur Politik Heinrichs IV., diese Parole hat man hier auf die Fahne geschrieben, in sie läßt sich das ganze Parteiprogramm zusammenfassen.

Was verstand man darunter? In erster Reihe mußte es eine Änderung der auswärtigen Politik in sich schließen. Diese soll gipfeln in der steten Hervorhebung des Gegensatzes zu Österreich-Spanien, dem natürlichen Feinde Frankreichs. Hier hinein gehört ein Konzentrieren aller gegen Habsburg verwendbaren Kräfte, das heißt Frankreich muß die alten Bündnisse Heinrichs IV. mit den deutschen protestantischen Fürsten und Städten, mit England, mit Holland wieder aufnehmen.

Will aber Frankreich den Mittelpunkt dieser umfassenden europäischen Koalition abgeben, so muß es in sich selbst einig sein, dem Hochadel und den Hugenotten daher jeder berechtigte Grund zur Unzufriedenheit genommen werden. So soll den Prinzen von Geblüt ein gebührender Einfluß auf die Regierung eingeräumt werden, bei der Entscheidung wichtiger Staatsangelegenheiten soll man sie zu Rate ziehen. Gegenüber den Hugenotten ist eine weitgehende Toleranz und peinliches Einhalten der Friedensedikte angebracht; gewaltsame Bekehrungsversuche sowie Provokationen sind zu vermeiden. — Trotz der ohne Zweifel vorhandenen Sympathien der „Bons Français“ für die Hugenotten wollten sie mit deren Lehre nichts zu tun haben; ihre Wünsche erstreckten sich auf eine französische Nationalkirche auf durchaus katholischer Grundlage, aber freilich mit ihren nationalen Eigentümlichkeiten und unter Wahrung ihrer Sonderstellung. Die immer wiederkehrenden Versuche der römischen Kurie, die päpstliche Suprematie auch hier zu einer unbedingten zu

machen, erfahren daher von ihrer Seite die schärfste Zurückweisung, das in dieser Richtung besonders tätige Organ der Kurie, die Jesuiten, sind ihre gehaßtesten Feinde.

Durch das Vorherrschen dieser gallikanischen Ideen innerhalb der Partei ist zugleich ihre Stellung zum Königtum bestimmt. Wie sich der Gallikanismus nur unter dem Schutze, und unter dem Eindruck eines starken Königtums hatte ausbilden können, so herrschte auch jetzt die Überzeugung vor, daß nur unter enger Anlehnung an den König er seine Ziele würde verwirklichen können. Königtum und Gallikanismus sind aufeinander angewiesen. Sie unterstützen sich gegenseitig. So sind die „Bons Français" überzeugte Royalisten. Hierzu kam ein persönliches Moment. Hatten die unvergeßlichen Eindrücke der Regierung des großen Königs überhaupt in der überwiegenden Mehrheit der französischen Nation die Zuneigung zur Dynastie geweckt und genährt, ihr die Vorteile einer straffen Monarchie greifbar vor Augen gestellt, wieviel mehr bei ihnen, die das Werk des Verstorbenen fortsetzen wollen! Die unwürdige Behandlung des jungen Königs durch den Günstling der Mutter, dieses gänzliche Beiseiteschieben erregt ihre Erbitterung. Sie fordern den Fürsten auf, seinen Bedrücker zu verjagen und unter der bewährten Mitarbeit der ersten Großen des Reiches und der mit dem Königtum verbundenen Institutionen selbst sein Land zu regieren.

Doch das herrschende System hatte auch noch seine Anhänger, die in ihm ihre Rechnung fanden. Man nennt sie kurzweg die „Katholiken", die „Bons Français" geben ihnen wohl die treffendere Bezeichnung „Zeloten" oder auch „Espagnolisés". Die Mitglieder der Partei sind unter den Angehörigen der Orden, hauptsächlich den Jesuiten, dann aber auch unter dem niederen Volk, in dessen Gedächtnis die

Kampfeszeiten der Liga noch wirksam fortlebten, zu suchen. Was sie wollten, läßt sich in wenigen Worten sagen: Es ist im wesentlichen das Gegenteil von dem, was die „Politiker" erstrebten. Den Todfeind jener, Österreich-Spanien, wünschten sie als Bundesgenossen Frankreichs; mag vielleicht einigen wenigen Spaniens Macht ein Kampf gegen dieselbe als aussichtslos haben erscheinen lassen, die führenden Geister beherrschte jene faszinierende Vorstellung, den „katholischen" und den „allerchristlichsten" König gemeinsam zur Wiederherstellung des alten Glanzes der katholischen Kirche schreiten zu sehen. Der Charakter ihrer inneren Politik versteht sich von selbst: die hugenottische Selbständigkeit muß vernichtet, die ketzerische Lehre gewaltsam unterdrückt werden; jede Toleranz wäre ein Verbrechen. Von ihren Gegnern wird ihnen ihre antimonarchische, ja königsmörderische Gesinnung vorgeworfen, aber außer in einigen jesuitischen Schriften, für die man die Partei als solche nicht verantwortlich machen kann, findet sich gegen das Königtum an sich kein Angriff. Wohl aber, und daher unterstellen ihre Gegner ihnen die Feindschaft gegen das Königtum, fordern sie die absolute Suprematie des Papstes in allen kirchlichen Fragen, von Reservatrechten, wie sie die Gallikaner dem König vorzubehalten strebten, wollten sie nichts wissen. Dazu kommt dann noch, daß Concini, den man im Gegensatz zu dem jungen König setzte, zu dieser Partei gerechnet wurde.

Das alles genügte, um den im Jahre 1617 endlich erfolgten Sturz Concinis als einen Sieg der Politiker erscheinen zu lassen. Wie weit ihr Stolz wegen dieses Erfolgs berechtigt war, wie weit andere, persönliche Momente dazu beigetragen haben, mag dahingestellt bleiben; die Hoffnung jedenfalls, daß Herr von Luynes, der Günstling des Königs, jetzt eine Politik ihrer Richtung einschlagen werde, erwies

ſich bald als trügeriſch. Nach einigen Scheinmanövern lenkte Luynes in das alte Fahrwaſſer zurück, die „Bons Français“ ſahen ſich aufs neue in die Oppoſition gedrängt.

Der Kampfplatz moderner politiſcher Parteien, die Tagespreſſe, ſtand den damaligen noch nicht zur Verfügung, noch blieb die Flugſchrift die wirkſamſte, unentbehrliche Waffe.

Die „Bons Français“ hatten nun das Glück, den erfolgreichſten ſchneidigſten Kämpfer auf dieſem Gebiet in ihren Reihen zu ſehen: François Langlois, Sieur de Fancan. Herkunft und Jugendeindrücke hatten ſeiner ſpäteren politiſchen Entwicklung bereits die Richtung gewieſen.[1] Fancan ſtammte aus einer Juriſtenfamilie Amiens'; der Großvater, 45 Jahre als Schöffe in dieſer Stadt tätig geweſen, hatte durch entſchloſſene Kundgebung ſeiner antiligiſtiſchen, königstreuen Geſinnung ſich ſeiner Zeit Haft- und Geldſtrafen zugezogen und war als 78jähriger einer durch die Spanier ihm zugefügten Verwundung erlegen. Dem Vater, der damals zufällig in Paris weilte, raubte der Schreck über dieſe Ereigniſſe das Leben. Fancans Mutter, die außer dieſem Sohn noch neun Kinder ihr eigen nannte, verlegte ihren Wohnſitz nach Paris, wo ſie mit zahlreichen verwandtſchaftlichen und freundſchaftlichen Beziehungen rechnen konnte. Fancan wurde an der Sorbonne zum Geiſtlichen ausgebildet und trat dem Kapitel der Pfarre von St. Germain l'Auxerrois bei; 1614 zum Kanonikus, 1616 zum Chorherrn ernannt, ſcheint er ſich ſeinem geiſtlichen Amt mit recht mäßigem Eifer gewidmet zu haben, wenigſtens deuten die Protokolle der Kapitelſitzungen[2] auf ein mit der Zeit immer mehr bemerkbares Fernbleiben Fancans von dieſen Sitzungen hin.

[1] Für das folgende der Brief von Fancans Bruder an Richelieu in Aff. étrang. France 794, fol. 248.

[2] Archives nationales, L. L. 410/411.

Erwähnen wir hier gleich im voraus, daß er Ende des Jahres 1625 seine Würde als Chorherr niederlegte und den Verzicht mit seinen „empêchements et grandes affaires“ begründet.

Ein ausgesprochen politisches Denken und Empfinden hatte sich eben in ihm herausgebildet, und nach welcher Seite hin es sich betätigen würde, das ergab sich aus den Familientraditionen, wurde noch fester bestimmt durch die Eindrücke der Jugend, in der er die Schrecken des Bürgerkrieges noch so unmittelbar hatte erfahren müssen. Diese Eindrücke hat er Zeit seines Lebens nicht mehr vergessen, die Angst vor einer Erneuerung dieser Zustände steigerte sich bei ihm fast ins Krankhafte. Dementsprechend war seine Verehrung für König Heinrich ins Ungemessene gewachsen, mit dem Andenken des Verstorbenen trieb er einen wahren Kult. Rückhaltlos warf er sich den „Bons Français“ in die Arme.

Eine reiche historische und literarische Bildung, namentlich aber ein außergewöhnliches schriftstellerisches Talent machten ihn bald zu einem der erfolgreichsten literarischen Kämpfer.

Was seinen Flugschriften ihren starken Erfolg verschafft, ist ihr logischer Aufbau, ihre schlagende Beweisführung, gelegentlich auch ihr beißender Spott, in allem eine mit fortreißende Verve. Trotz ihrer packenden Beredsamkeit erwecken sie aber niemals den Eindruck des Phrasenhaften; der allen diesen Schriften gemeinsame Zug, ein glühender aufrichtiger Patriotismus, läßt diese Empfindung nicht aufkommen.

Am Kampf gegen Concini hatte Fancan sich bereits beteiligt, und hierbei besonders die Interessen seiner Heimatsprovinz und der angestammten Gouverneurfamilie gegenüber den eigennützigen Bestrebungen des Marschalls wahrge-

nommen; die ganze Wucht seines Angriffs kommt aber erst gegen den Nachfolger zur Geltung. War doch die Gefahr hier merklich größer; was Concini nur angedeutet hatte, das brachte Luynes zur Ausführung, die Wünsche der „Katholiken" schienen sich, was äußere wie innere Politik betraf, verwirklichen zu wollen. Erschwert wurde der Kampf auch dadurch, daß man gegen diesen Feind nicht die Person des Königs ausspielen konnte; denn Luynes wußte jeden Anschein, als treibe er über den Kopf des Königs hinweg eigenmächtig seine Politik, geschickt zu vermeiden. Aber die wachsenden Schwierigkeiten steigerten auch die Kampfesfreudigkeit des Pamphletisten bis aufs äußerste; als solcher erreicht Fancan in den Jahren 1621/22 den Höhepunkt seines Schaffens. Eine aus dieser Zeit stammende Schrift, die „Chronique des favoris", wird bereits von den Zeitgenossen als das Meisterstück der satirisch-politischen Kampfliteratur gepriesen. Der Schlußteil ist insofern von besonderem Interesse, als er die politischen Ideen und Wünsche des Verfassers in einigen Sätzen präzisiert; bemerken wir an dieser Stelle nur, daß hier dieselben Ansichten vertreten werden, wie sie auch später in seinen großen Denkschriften zutage treten und dort von uns im einzelnen behandelt werden sollen.

Bot das Verhältnis zwischen Luynes und dem Könige des ersteren Gegnern keinen Angriffspunkt, so gab er ihnen anderseits durch sein unziemliches Verhalten der Königin-Mutter gegenüber eine Waffe in die Hand, welche sie nach Kräften gegen ihn benutzten. Es war eine ganz natürliche Folge der Ereignisse, daß die Stellung der „Bons Français" zu Maria Medici sich verschoben hatte. An dem schuldigen Respekt der Witwe Heinrichs IV. gegenüber hatten sie es selbstverständlich auch während der Zeit, wo sie mit Concini in engem Bunde stand, nicht fehlen lassen. Aber von einer

wirklichen Zuneigung und Teilnahme für ihre Perſon konnte keine Rede ſein; die machte die Tendenz der von ihr für gut befundenen Politik einem überzeugten „Bon Français“ unmöglich. Anders ſtand es nun aber ſeit dem Sturze Concinis. Die unwürdige Behandlung, welche die verbannte Königin von ſeiten des Hofes erfuhr, gab ihr einen guten Teil der Sympathien wieder, und dieſe weniger logiſch als menſchlich durchaus begreifliche Teilnahme der „Bons Français“ für Maria Medici wurde um ſo nachdrücklicher, als der politiſche Gegenſatz zwiſchen ihnen und Luynes ſich zuſpitzte, als ſie ſich mit der Königin in der Feindſchaft gegen dieſen eins wußten und in ihr eine wertvolle Bundesgenoſſin für den Kampf zu erwerben hoffen konnten.

Fancan hatte dieſe innere Entwicklung ebenfalls mitgemacht; auch er warf Luynes aufs heftigſte ſein Verhalten gegen die Königin vor und forderte deren Rückberufung an den Hof.

Es war wohl auf dieſem Boden der Feindſchaft gegen Luynes und des gleichzeitigen Eintretens für Maria Medici, wo ſich Fancan mit dem engſten Vertrauten der letzteren begegnete, mit Richelieu; dieſelben Umſtände, welche für die Hinneigung der „Bons Français“ zu Maria Medici entſcheidend waren, beeinflußten in demſelben Sinne ihre Beziehungen zu dem Mann, deſſen Schickſal ſo ganz an das Los der Königin geknüpft war. Als Staatsſekretär im Kabinett Concinis hatte er zu ihren heißbekämpften Gegnern gehört, und im beſonderen Fancan hatte in ſeinen Angriffen auf Concini auch deſſen Kreaturen, darunter folgerichtig Richelieu, nicht verſchont. Nach dem Sturz dieſes Kabinetts verſchwand aber, ähnlich wie Maria Medici gegenüber die Stellung der „Bons Français“ ſich verſchoben hatte, auch die dem Biſchof von Luçon entgegengebrachte feindſelige

Stimmung. Hatten bei der Königin die ihr zugefügten perſönlichen Kränkungen das meiſte dazu getan, ihr die Gunſt der öffentlichen Meinung in reichem Maße wieder zu verſchaffen, ſo verdankte Richelieu es ſeinen eigenen, über die Urſache ſeines Unglücks gepflogenen Erwägungen und deren praktiſcher Verwertung, daß er ſich in den Augen der „Bons Français“ rehabilitierte, ſpäter ſogar in ihnen ſeine beſte Stütze fand. Zu dieſen Erwägungen aber führte ihn der ſeinem inneren Entwicklungsgang überhaupt zugrunde liegende Ehrgeiz; von vornherein arbeitete er darauf hin, das Verlorene wieder einzubringen, womöglich noch mehr. Daß das Syſtem, in welchem er zum erſtenmal ſein Glück verſucht hatte, unhaltbar werden mußte, wurde ihm bald bewußt, auch der äußere Grund: daß es gegen den König gerichtet war. In dieſen Fehler durfte er nicht wieder verfallen; die Anhänglichkeit an die Königin-Mutter mußte mit einer bedingungsloſen Hingabe an den König verbunden, dieſe beiden mußten zuvor miteinander verſöhnt werden.

So ſehen wir Richelieu bald in eifrigſter Arbeit, Mutter und Sohn einander näher zu bringen. In der Übernahme dieſes Werks fand nun Richelieu den vollen Beifall der „Bons Français“; auch ihre Beſtrebungen liefen ja in jener Richtung und der Erfolg, den Richelieu dabei erzielte, kam ihm in ihren Augen ungemein zu ſtatten. Anderſeits hatte Richelieu damals allen Grund, ſich mit dieſer Partei gut zu ſtellen; unterſtützte ſie ihn doch am wirkſamſten im Kampfe gegen ſeinen Rivalen Luynes, die gegen dieſen geſchleuderten Angriffe erfreuten ſich jedenfalls ſeiner Teilnahme. Und deckte ſich nicht auch ſeine politiſche Überzeugung in einem wichtigen Punkte völlig mit der der „Bons Français“? Wußte er ſich nicht mit ihnen eins in der Feindſchaft des national empfindenden Franzoſen gegenüber Spanien? Ihren radi-

kalen Forderungen und Ratſchlägen konnte Richelieu in der von ihm verfolgten Politik des Gleichgewichts zwiſchen den Parteien ſpäter oft nicht folgen, mußte ſie bekämpfen: Jene Grundanſchauung teilte er mit ihnen, hatte ſie auch ſtets bekannt.[3]

Aus dem Aufenthalt bei Maria Medici ſtammt auch die perſönliche Bekanntſchaft mit Fancan. Über die Einzelheiten ſind wir leider nicht unterrichtet; die Annahme, daß Fancan mit den Soiſſons und Longueville etwa um das Jahr 1618 nach Blois gekommen[4] und dort mit Richelieu zuſammengetroffen iſt, hat das meiſte für ſich.

Auch er begegnete ſich mit Richelieu in der gemeinſamen Feindſchaft gegen Luynes; in ihr haben ſie wohl die erſten Berührungspunkte gefunden und davon ausgehend haben ſich dann die engen Beziehungen zwiſchen ihnen beiden entwickelt, wie ſie beiſpielsweiſe für das Jahr 1621 bereits urkundlich[5] feſtſtehen.

Richelieu gewann in dem bekannten Pamphletiſten eine unſchätzbare Unterſtützung für den Kampf, den er noch ungefähr ſechs Jahre hindurch zu führen hatte, ehe er ſich am Ziel ſeiner Wünſche angelangt ſah.

Ob dieſe Unterſtützung Fancans von vornherein eine vollſtändig bewußte war, das heißt, ob ſeine Schriften gegen Luynes und deſſen Nachfolger, die Richelieu den erſten Platz ſtreitig machten, die Brularts und La Vieuville alle in der

---

[3] S. Hanotaux: Histoire du Cardinal de Richelieu, t. II, 480 ff.

[4] So bei Hanotaux (Richelieu, t. II, 467).

[5] Dieſe Intimität bezeugt Fancans Brief an Richelieu (Auguſt 1621), worin er ihm Ratſchläge für das Verhalten der Königin-Mutter erteilt. Die Autorſchaft Fancans ſteht — der Brief ſelbſt iſt anonym — außer allem Zweifel. (Hanotaux II, 469, Fagniez: Le père Joseph et Richelieu, I, 99 f.) Der Brief bei Avenel I, 685.

bestimmten Absicht verfaßt wurden, den Platz für Richelieu freizumachen, kann mit einem kurzen Ja oder Nein nicht entschieden werden.

Gedacht hat er an Richelieu als Leiter der Politik sicher bereits vor dessen Eintritt in den Konseil, es aber, wohl aus taktischen Gründen, vermieden, diesem seinem Gedanken öffentlich Ausdruck zu geben; von irgendwelcher Begeisterung aber oder uneingeschränkter Bewunderung für Richelieu kann keine Rede sein[6], ebensowenig wie auf seiten des Kardinals ein wärmeres persönliches Gefühl anzunehmen ist; opportunistische Erwägungen hatten ihren Zusammenschluß herbeigeführt. Tatsächlich kam ja doch seine gesamte literarische Tätigkeit Richelieu in vollstem Maße zugute; die feinen Intrigen des Hofmanns ergänzten in wirksamster Weise die unerschrockenen Sturmläufe des Pamphletisten.

Am 29. April 1624 sahen sich nun die Bemühungen beider in dem ersten großen Erfolg belohnt: Richelieu wurde in den engeren Konseil berufen.

Mit beinahe uneingeschränkter Genugtuung begrüßte die

---

[6] In welch vorsichtiger, zurückhaltender Form bringt er — bei aller Anerkennung der großen Gaben Richelieus — seine Erwartungen über die zukünftige Politik desselben zum Ausdruck: „Pour le Cardinal de Richelieu, les Courtisans le tiennent raffiné jusques à 22 carats, et les clair-voyants ont opinion que son naturel courageux l'engagera à bien faire pour avoir de la gloire: car étant habile et prudent, comme il est, il n'y a point d'apparence qu'il aille chercher autre appuy qu'en l'authorité legitime de V. M. ny autre subjekt pour employer la grandeur de son esprit, que dans la bonne conduite de vos affaires: autrement tout le monde luy coureroit sus, et serait discredité à jamais, qui est tout ce qu'il doit appréhender."

Aus der „Voix publique", Flugschrift gegen La Vieuville, Sommer 1624. Den Inhalt und Gedankengang dieses wie auch der übrigen Pamphlete gibt Geley ausführlich wieder.

öffentliche Meinung den Eintritt des Kardinals, die ſcharfen Meinungsgegenſätze ſchienen hier einen Ausgleich gefunden zu haben.

Was die „Bons Français“ mit ihm verband, warum ſie ihn unterſtützt hatten, haben wir bereits geſehen; anderſeits war aber Richelieus Perſönlichkeit wie auch Vergangenheit geeignet, ihm das Vertrauen der katholiſchen Partei ebenfalls in ausgedehntem Maße zu erwerben. Hatte der jetzige Kardinal doch beſtändig, bereits als junger Biſchof von Luçon, ſein heißes Intereſſe für die Kirche und die Rechtgläubigkeit betätigt. Sie dachten wohl noch daran, wie er auf der letzten Ständeverſammlung die Rechte ſeines Standes vertreten hatte, ſie erinnerten ſich ſeines literariſchen Kampfes gegen die ketzeriſche Lehre, der von ſeiner gut katholiſchen Geſinnung das einwandfreieſte Zeugnis abgelegt hatte. Wie wenig man in dieſen Kreiſen an Richelieus religiöſem Eifer zweifelte, geht ſchon daraus hervor, daß einflußreiche Mitglieder dieſer Partei ſein Emporkommen aufs lebhafteſte begünſtigt hatten, daß beiſpielsweiſe der Beichtvater des Königs, der Jeſuit Arnoux, ſich aufs eifrigſte für ihn verwandt hatte.

Dafür glaubte man nun auch auf Dank rechnen zu können; mit Zuverſicht erwartete man von Richelieu eine rückhaltloſe Berückſichtigung der ausgeſprochen katholiſchen Richtung.

Es läßt ſich leicht ermeſſen, mit welcher Spannung die erſten Aktionen des neuen Staatsmannes erwartet wurden.

Die Aufgabe, welche ſeiner harrte, war gewaltig und begriff beinahe alle politiſchen Fragen überhaupt in ſich. Wir wollen ſie hier nur ſkizzieren.

Die innere Situation des Landes erforderte eine umfaſſende Reorganiſationsarbeit; die Finanzlage war unge-

mein mißlich und verlangte dringend nach Aufbeſſerung, Juſtiz und Verwaltung bedurften nicht minder einer gründlichen Reviſion. Neben dieſen Einzelfragen drängten ſich dann zwei Probleme von größter Bedeutung in den Vordergrund: Das zukünftige Verhältnis der Regierungsgewalt zum Hochadel, die immer dringender werdende Löſung der Hugenottenfrage.

Den inneren Schwierigkeiten ſtellten ſich in noch weitaus höherem Maße die äußeren zur Seite.

Bisher hatte Frankreich an den nun ſeit einigen Jahren auf mitteleuropäiſchem Boden tobenden Kriegswirren keinen tätigen Anteil genommen. Indes hatte die Regierung nicht vermeiden können, ſich über ihre Stellungnahme und ihre Sympathien zu äußern. Wo dies geſchehen war, ſo namentlich bei Vermittlung des Ulmer Vertrages[7], war dies ganz offen zugunſten der, allgemein ausgedrückt, katholiſchen Partei geſchehen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Wirkungen dieſes Vertrages, an denen Frankreich einen lebhaften Anteil genommen hatte, großenteils den weiteren Erfolg der katholiſchen Sache beſtimmt hatten. Der günſtigen Lage des Hauſes Öſterreich — denn dieſes bildete ja den Kern der katholiſchen Partei — in Deutſchland entſprach der Erfolg der ſpaniſchen Waffen im italieniſch-ſchweizeriſchen Intereſſengebiete. Durch die Beſetzung des Veltlin und ſeine Loslöſung von Graubünden hatte ſich Spanien einen ungemein wichtigen Verbindungsweg von Italien nach Deutſchland hinüber geſchaffen, ungehindert konnte es ſeine Truppen von Mailand nach Tirol hinüberwerfen und umgekehrt.

Alles in allem betrachtet, war die Gefahr eines unbe-

[7] Jener Vertrag vom Juli 1620, wo man einen allgemeinen Waffenſtillſtand in Deutſchland durchſetzte, jedoch ausdrücklich den Pfälzer ausſchloß, und den ſo Iſolierten der kaiſerlichen Macht preisgab.

dingten Überwiegens der österreich-spanischen Kräfte in Europa eminent.

Daß Frankreich in erster Reihe mit dieser Gefahr zu rechnen hatte, mußte jedem bewußt werden, der aus der Vergangenheit zu lernen verstand, der durch das trügerische Phantom eines notwendigen Zusammengehens der katholischen Staaten im Interesse der Rechtgläubigkeit hindurch der Sache auf den Grund schaute und in Spanien Frankreichs natürlichen Feind erkannte. Richelieu hatte diese Erkenntnis sich noch niemals verhehlt[8]; daß er nach ihr seine auswärtige Politik einrichten, daß eine weitere Ausdehnung der spanisch-österreichischen Machtsphäre mit allen Mitteln verhindert werden mußte, stand von vornherein fest.

Gibt bereits die Größe der Aufgabe ein Bild von ihrer Schwierigkeit, wie sehr steigert sich letztere durch den notwendigerweise wechselnden Grundton einer Politik, welche ihre Lösung unternimmt!

Eine Lösung der Hugenottenfrage auf dem Wege des ständigen Handelns und Verhandelns hatte Richelieu nicht im Auge, sie konnte nach den Erfahrungen der letzten Jahre niemals definitiv werden, das heißt, sie konnte der politischen Sonderstellung der Hugenotten kein Ende bereiten; daß hier nur ein radikales Vorgehen abhelfen konnte, daß ein Entscheidungskampf unvermeidlich war, diese Überzeugung hat er, wenn nicht alles trügt, von Anfang an gehabt.

In diesen Auseinandersetzungen konnte und sollte das religiöse Moment nicht fehlen; ihre Tendenz mußte eine katholische sein. Ließ sich nun dies mit der auswärtigen Politik vereinigen? hier kam es doch darauf an, sämtliche vorhandene Kräfte gegen das Haus Österreich mobil zu

[8] Als Beispiel die Instruktion an Schomberg aus der Zeit seines ersten Ministeriums (Avenel I, 208).

machen, das heißt ſeine zahlreichen, doch vorzugsweiſe proteſtantiſchen Feinde zu ſammeln und zu unterſtützen.

Der äußeren Politik die Front gegen die erklärte Vormacht des Katholizismus zu geben und dabei doch die katholiſchen Intereſſen nach Möglichkeit hochzuhalten — denn letzteres erſtrebte Richelieu ſtets — und demgemäß im inneren eine antihugenottiſche Politik zu verfolgen, dieſe ſo widerſpruchsvollen Forderungen miteinander vereint, ergaben ein Problem kompliziertеſter Art.

Der Umſtand allein, daß ſich Richelieu dazu entſchloß, der äußeren Politik trotz aller inneren Vorbehalte eine antihabsburgiſche Richtung zu geben, genügte, um die „Bons Français“ ihr dem Kardinal geſchenktes Vertrauen nicht bereuen zu laſſen; es iſt für ſie der Moment, wo ſie die zwar nicht unfruchtbare, aber doch unbefriedigende Rolle als mehr oder weniger heftige Oppoſition gegenüber der Regierung verlaſſen und ihre Kräfte einer poſitiven Arbeit widmen können. Nochmals hüten wir uns, an eine überſchwengliche Aufnahme Richelieus ſeitens dieſer Männer zu glauben, zu oft ſchon hatten ſie von einem Kabinettswechſel einen Syſtemwechſel erhofft, zu oft hatte ſie dieſe Hoffnung betrogen; aber die Gründe, welche ſie für Richelieu einnahmen, ſtützten ſich doch auf ziemlich feſte Fundamente, waren jedenfalls ſtark genug, um Fancan zu veranlaſſen, dem Kardinal ſeine Kräfte rückhaltlos zur Verfügung zu ſtellen.

Und dieſem lag es fern, ihn zurückzuweiſen. Vergeſſen wir nicht, daß wir im Jahre 1624 es noch nicht mit dem fertigen Staatsmann zu tun haben; auch Richelieu hat jene Summe ſtaatsmänniſcher und diplomatiſcher Kunſt, durch die er ſeine weltgeſchichtliche Bedeutung gewonnen hat, zum großen Teil erſt während ſeiner Amtsführung und durch ſie ſich zu eigen gemacht; damals, wo er ſich der ſeiner

harrenden Mühelaſt wohl bewußt war, ſtellte ſich ihm die Notwendigkeit, politiſch geſchulte Männer zur Unterſtützung heranzuziehen, von ſelbſt.

Fancans Verhältnis zum Miniſter war in keiner Weiſe irgendwie offizieller Natur; wie Pater Joſeph verbanden auch ihn rein perſönliche Beziehungen mit Richelieu, die, in der Zeit der Verbannung Maria Medicis angeſponnen, ſich während des gemeinſam geführten Kampfes gefeſtigt hatten und nun, nach Erreichen des Zieles, naturgemäß noch intimer wurden; denn Fancan ſah in einem engen Verhältnis zum leitenden Miniſter den beſten Weg, an einer Verwirklichung ſeiner hohen patriotiſchen Ideale mit Erfolg zu arbeiten, und Richelieu hoffte von den ihm wohlbekannten Talenten und Kenntniſſen Fancans eine Erleichterung ſeiner Aufgabe; in ihm ſelbſt aber, müſſen wir hinzufügen, ſah er ein perſönliches Werkzeug für ſeine ehrgeizigen Pläne.

Wie weit dieſe letztere Hoffnung berechtigt war, wird der Verlauf unſerer Unterſuchung erweiſen, was die erſtere betrifft, ſo konnte Richelieu mit vollem Recht die beſten Erwartungen hegen. Von welchem Einfluß Fancans literariſche Tätigkeit auf die politiſchen Ereigniſſe geweſen war, hatte er ſelbſt mit Gewinn erfahren; der Wert einer mit dieſer Überzeugungstreue, mit dieſem grandioſen Schwung geführten Feder war für den, deſſen Sache ſie vertrat, unſchätzbar; ſie gab die ſchärfſte, zugleich die bequemſte Waffe gegen jeden Rivalen ab. Hier, bei Fancan, vereinte ſich aber mit dem angeborenen Talent des Publiziſten ein reiches Wiſſen, ein intenſives Intereſſe auf dem Gebiete aller politiſchen Fragen.

Wir ſahen bereits, daß die Entſtehung und Entwicklung der „Bons Français“-Partei auf den Widerſpruch gegen die auswärtige Politik zurückzuführen iſt, daß ihr leitender Gedanke eine Wiederherſtellung der internationalen Beziehungen

ihres Landes im Sinne Heinrichs IV. war. In dem Beſtreben nun, hieran unmittelbar mitzuwirken, hatte Fancan in raſtloſem Bemühen eine umfangreiche politiſche Korreſpondenz angeſponnen. Ein Blick in die Liſte der in ſeinem Kabinett gefundenen Papiere gibt eine Vorſtellung von ihrer Ausdehnung. Leider müſſen wir uns bezüglich ihres Inhalts mit den eben in dieſer Liſte gegebenen kurzen Analyſen begnügen, da, mit ganz wenigen Ausnahmen, die Briefe ſelbſt nicht mehr vorhanden ſind; immerhin aber erfahren wir, daß Fancan ſeine Korreſpondenz bis London, bis Köln, Brüſſel und München hin ausgedehnt hatte. Welche Ziele er damit verfolgte, werden wir an anderer Stelle zu verfolgen haben; erwähnen wir hier nur, daß Fancan durch dieſen Briefwechſel ſich zu einem der ausgezeichnetſten Kenner der politiſchen Verhältniſſe jener Länder entwickelt hatte, wo er eben ſeine Korreſpondenzen hatte.

Richelieu wußte den Vorteil, einen zuverläſſigen Berichterſtatter im Rücken zu haben, außerordentlich zu ſchätzen; Pater Joſephs gute Orientierung in der katholiſchen Welt, welche dieſer ſich durch ſeine Reiſen erworben hatte, ergänzte Fancan in bezug auf England und Deutſchland.

In der deutſchen Frage war es denn auch, wo Fancan zuerſt im Auftrage der Regierung in Perſon verwandt wurde. In den erſten Tagen des Mai 1624 reiſt er als Agent der franzöſiſchen Regierung nach Köln zum Bruder Maximilians von Bayern.[9]

---

[9] Der Plan zu dieſer Reiſe muß bereits vor dem offiziellen Eintritt Richelieus in den Conſeil gefaßt worden ſein, die Ausführung erfolgte erſt unter Richelieus Teilnahme an der Regierung und unter ſeiner Billigung.

Wir haben ſie deswegen mitbehandeln zu müſſen geglaubt.

Da die Beziehungen Frankreichs zum Hause Bayern einen breiten Raum in unserer Darstellung einnehmen werden, so verlohnt es sich wohl an dieser Stelle, einen Rückblick auf sie zu werfen, welcher uns zugleich die Vorgeschichte dieser Mission Jancans gibt.

Die mit Ausgang des Mittelalters einsetzende Tendenz der innerpolitischen Entwicklung Deutschlands, die Zusammenschließung und Kräftigung der einzelnen Territorien, erhält ihre beste Illustration in der Geschichte des Herzogtums Bayern. Deutlich kommt hier seit Mitte des 16. Jahrhunderts der Einfluß westeuropäischer Vorbilder in der Bildung fürstlicher Zentralbehörden zum Vorschein; politische und wirtschaftliche Geschlossenheit erhöhen die Kräfte und die Bedeutung des Landes in jeder Weise. Auch hier ringen freilich noch Fürst und Stände um die Vorherrschaft, bedeutend früher aber als in den übrigen Territorien fällt in Bayern die Entscheidung zugunsten des Fürsten, und diesem Umstand verdankt es wohl seinen Vorsprung in Deutschland. Unter Maximilian I., einem der befähigsten und tatkräftigsten Regenten der Zeit, konnte Bayern jedenfalls mit vollem Recht den ersten Platz neben der kaiserlichen Gewalt beanspruchen. Kein Wunder, wenn man in Wien und auch Madrid diese die Vorherrschaft des Hauses Habsburg bedrohende Entwicklung mit bedenklichen Augen betrachtete. Man hatte zur Niederwerfung des Pfälzers die kriegstüchtige Armee der katholischen Liga, deren Seele Maximilian von Bayern war, herbeirufen müssen, hatte Maximilian als Pfand für seine Auslagen die Oberpfalz eingeräumt und ihm schließlich seinen brennendsten Wunsch, die Übertragung der pfälzischen Kur, gewährt; aber das alles doch nur, weil man mußte, mit recht wenig Freude, zum Teil erst nach langem Handeln und Feilschen, und nichts war mehr geeignet, das Mißtrauen

zu vertiefen als die infolge eben dieſer Konzeſſionen ſtetig wachſende territoriale wie faktiſche Macht des bayeriſchen Rivalen.

Damit eröffnete ſich aber der franzöſiſchen Politik ein neuer Ausblick; was konnte ihrer antihabsburgiſchen Richtung beſſer entſprechen als eine Verſchärfung des Gegenſatzes zwiſchen den beiden mächtigſten deutſchen Fürſten?

Daran zu arbeiten, laſſen ſich die national denkenden Politiker Frankreichs aufs eifrigſte angelegen ſein. Ihr letzter Wunſch erſtreckte ſich ſogar auf die Erſetzung der Habsburger in der Kaiſerwürde durch die Bayern, ſchon vor der Wahl Ferdinands II. hatte eine internationale Koalition, deren Kern aber in Paris zu ſuchen iſt, ſich Mühe gegeben, ſeine Wahl zugunſten Maximilians zu hintertreiben. Uns intereſſiert dabei beſonders, daß auch Fancan dabei beteiligt war und ſich namentlich durch ſeine Vermittlung zwiſchen den einzelnen diplomatiſchen Vertretern der beteiligten Mächte verdient gemacht hatte.[10]

War auch dieſer Plan geſcheitert, ſo gab doch die franzöſiſche Regierung das nun einmal als nützlich erkannte Prinzip nicht auf. Der Wunſch, in Deutſchland eine ſogenannte dritte Partei zu bilden, deren Kern Bayern ſein ſollte, um den herum ſich dann die katholiſchen, vielleicht aber auch proteſtantiſchen Kurfürſten ſcharen ſollten, veranlaßte ſie zu dem weiteſten Entgegenkommen gegenüber Maximilian. So unterſtützte Frankreich ſeine Beſtrebungen

---

[10] Ein Brief Fancans an Sir Edmondes — engliſcher Geſandter in Paris 1617 — ſpricht von dieſer ſeiner Tätigkeit. Stowe, Mss. 176.

Ein Schreiben an den Pfälzer — Verfaſſer unbekannt — ſpricht von Fancan in demſelben Sinne: „C'est à scavoir, que l'affaire (die Wahl Maximilians) se traite icy par un certain chanoine de cette nation, nommé Fancan, homme fidèle et bon français . . . .“ ibid. 175, 208—209.

nach der Kur aufs nachdrücklichſte und erfolgreichſte, und ſetzte auch ſeinen territorialen Fortſchritten keinen Widerſtand entgegen.

Maximilian, und ebenſo ſein Bruder Ferdinand von Köln, gerade kein bedeutender Politiker und eine der kraftvolleren, erfahreneren Perſönlichkeit Maximilians im allgemeinen willig ſich unterordnende Natur, würdigten und pflegten die franzöſiſche Freundſchaft durchaus.

Zu der richtigen Empfindung, daß Habsburg einem weiteren Aufblühen des bayeriſchen Hauſes wenig freundlich gegenüberſtehe, kam, zumal bei Maximilian, ein nicht zu unterſchätzendes deutſchnationales Bewußtſein, welches die ſtetige Erweiterung des ſpaniſchen Einfluſſes in Deutſchland mit ſteigendem Widerwillen ertrug. Nachdem ſpäter der franzöſiſche Einfluß den ſpaniſchen verdrängt hatte, übertrug ſich ſeine Abneigung folgerichtig auf dieſen; damals, in den erſten zwanziger Jahren, konnte von einer bedrohlichen Stärke desſelben noch keine Rede ſein, und Maximilian bediente ſich gern der traditionellen Feindſchaft Frankreichs und Spaniens.

Gerade um dieſe Zeit, 1623, rechtfertigte die politiſche Situation eine Anlehnung an Frankreich beſonders. Die koſtbarſte Frucht ſeiner bisherigen Unternehmungen, die pfälziſche Kur und die pfälziſchen Beſitzungen, ſchien ihm bedroht durch eine geplante Heiratsverbindung zwiſchen einer ſpaniſchen Infantin und dem engliſchen Thronfolger, dem Schwager des verjagten Pfalzgrafen. Seine Furcht war teilweiſe berechtigt; denn England verſprach ſich von dieſer Verbindung ein Entgegenkommen Spaniens gegenüber dem Pfälzer und zögerte nicht, Spanien im voraus einige kleine Abſchlagszahlungen in Geſtalt pfälziſcher Plätze zukommen zu laſſen.

Dasſelbe Mißbehagen, wenn auch aus anderen Gründen, erregte dies Heiratsprojekt in Frankreich, und ſo finden wir in dieſem Jahre Frankreich und Bayern in engſter Fühlung.

Wenn nun trotzdem alle dieſe gemeinſamen Geſichtspunkte nicht zu einem dauernden und aufrichtigen guten Verhältnis zwiſchen den beiden Ländern führten, ſo lag der Grund in der Menge der konfeſſionellen Widerſprüche, der politiſchen Komplikationen, welche der 30jährige Krieg mit ſich brachte.

Die Gefahr eines engliſch-ſpaniſchen Einvernehmens verſchwand infolge des Abbruchs der Heiratsverhandlungen, nicht aber die einer Verſtärkung der engliſch-pfälziſchen Poſition überhaupt; denn an Stelle der ſpaniſchen Infantin wurde jetzt die Schweſter des franzöſiſchen Königs als Gemahlin des zukünftigen engliſchen Herrſchers in Ausſicht genommen, mit großem Eifer pflog man in Paris Verhandlungen. Genügte ſchon dies, um bei dem von Natur überaus mißtrauiſchen Bayernherzog lebhafte Beunruhigung über Frankreichs zukünftige Haltung gegenüber ſeinen Intereſſen zu erwecken, ſo mußte ein anderes Moment ſie weſentlich verſtärken.

Die entſchiedene Stellung gegen Spanien, welche Frankreich durch ſeinen Vertrag mit Venedig und Savoyen zur Regelung der Veltliner Frage, die ſogenannte Lyoner Liga, eingenommen hatte, lief als ſolche den bayeriſchen Intereſſen keineswegs zuwider, wurde aber zu einer Quelle ſteter Beunruhigung für Maximilian infolge der Übernahme Mansfelds in den Dienſt dieſer Koalition. Mansfeld war für ihn der widerwärtigſte und gefürchtetſte Feind alles katholiſchen Weſens, und vom Standpunkt der katholiſchen Liga aus betrachtet, hat dieſes Urteil auch ſeine Berechtigung. Wenn Maximilian aber an dieſen Akt den Verdacht knüpfte,

daß Mansfelds Scharen wieder von Norden aus auf die deutschen Bundesgebiete losgelassen werden sollten, so ließ sein Argwohn ihn, wenigstens was Frankreichs Absichten um diese Zeit betraf, hier weit über das Ziel hinausschießen, entsprechend den Folgerungen, die er etwas später an die englisch-französischen Heiratsverhandlungen knüpfte.

Jedenfalls gab Mansfeld zu lebhaften diplomatischen Erörterungen zwischen dem französischen Residenten am Wiener Hof: Herrn de Bauggy und dem bayerischen Rat Jocher Anlaß[11], und aus dem immer wiederholten Beteuern des beiderseitigen besten Willens klingt doch ein recht lebhaftes Mißtrauen von bayerischer Seite heraus.

Es waren also in der Hauptsache diese beiden Erwägungen, welche Bayerns Verdacht erregten und das von beiden Seiten erstrebte Einvernehmen zu stören drohten.

Im Sinne der französischen Politik, welche diesem Einvernehmen mit Bayern auch eine wohlwollende Haltung gegenüber den protestantischen Reichsständen an die Seite stellen zu können hoffte, geschah nun auch die Entsendung Fancans nach Köln in den allerletzten Tagen des April oder zu Beginn des Mai 1624. Der Umstand, daß man ihn, dessen Mission sich doch in der Hauptsache auf Bayern bezog, nicht direkt nach München schickte, findet leicht seine Erklärung. Zur wesentlichen Erleichterung der Verhandlungen trug bereits bei, daß Fancan mit Ferdinands Kämmerer und leitendem Minister, Rechem, persönlich bekannt war; er hatte bereits während der Intrigen gegen die Wahl Ferdinands mit Rechem zusammen für Maximilian gearbeitet, und ebenso stand der kölnische Agent in Brüssel, Morraeus, schon seit Jahren mit Fancan in Korrespondenz.[12]

[11] Münchener Reichs-Archiv, Fasz. XIX, 171.

[12] Liste Nr. 874; außerdem weist Ferdinand in seinen Briefen häufiger auf diesen Umstand hin.

Den Ausſchlag aber hatte wohl die Perſönlichkeit Ferdinands gegeben. Nichts weniger als ein Politiker, eine, wenn man ſo ſagen darf, viel harmloſere Natur als ſein erfahrener und vorſichtiger Bruder, ſchien er der doppelzüngigen franzöſiſchen Politik ein geeigneteres Organ zur Entgegennahme ihrer Vorſchläge als Maximilian. Hinzu kam, daß Ferdinand unmittelbar in ſeinem Bistum Lüttich Beläſtigungen und Schädigungen infolge des Durchzugs ſpaniſcher Truppen erfuhr, und man bei ihm eine noch um einen Grad erhöhte antiſpaniſche Geſinnung vorausſetzte.

In der Sache machte es wenig Unterſchied, ob man ſich an dieſen oder jenen der beiden perſönlich wie politiſch eng verbundenen Brüder wandte, und die Berechnung von franzöſiſcher Seite aus, daß Köln und München über Fancans Miſſion in lebhaften Gedankenaustauſch treten würden, erweiſt ſich durch die Korreſpondenz der beiden Kurfürſten als durchaus richtig.

Wir ſind in der glücklichen Lage, durch ſie auch über den Inhalt von Fancans Miſſion gut unterrichtet zu ſein. Fancan hat danach anfangs mit Ferdinands Diplomaten Rechem und Doktor Altenhoven, ſpäter mit dem Kurfürſten ſelbſt konferiert und außerdem eine ſchriftliche Fixierung ſeiner Vorſchläge überreicht.

Dieſe gipfeln in dem Wunſche nach einer engen Union zwiſchen Frankreich und dem Hauſe Bayern, unter Hinweis auf die von Spanien her drohende Gefahr; das höchſte und letzte Ziel dieſer Union wird mit dem ſo beliebten Schlagwort einer „Pazifikation Germaniens" dargeſtellt, eine Vorſtellung, die in dieſer allgemeinen Form aber ſchwerlich den Ideen weder des Ausfertigers noch des Überbringers dieſes Vorſchlages entſprochen haben dürfte.

Hinter dieſen vagen Auslaſſungen ſtanden jedoch For-

derungen, welche jene nur abſchwächen ſollten: einerſeits die Erklärung, daß Bayern ſich niemals mit Spanien verbinden werde, anderſeits die Einſtellung aller Feindſeligkeiten gegenüber den Proteſtanten ſeitens der ligiſtiſchen Armee.

Im Vergleich zu den ſpäteren Verhandlungen Frankreichs und Bayerns, wo man für jede Konzeſſion auch gleich eine Gegenkonzeſſion bereit hat, erſcheint Frankreich hier als der in ſeinem Bewußtſein überlegenere, der ſeine Forderungen ſtellen kann, ohne zu entſprechender Gegenleiſtung verpflichtet zu ſein. Nicht genug damit, bringt Fancan — und das tut er wohl aus ſich ſelbſt heraus — einen indirekt warnenden, ja drohenden Ton in die Verhandlungen; denn ſo muß man ſeine wiederholten Anſpielungen auf die engliſch-franzöſiſchen Heiratsverhandlungen verſtehen.[13]

Sicher waren die hierauf bezüglichen Bemerkungen in erſter Reihe auf Maximilian und deſſen empfindlichſten Punkt, die pfälziſche Kur, berechnet; der Gedanke, daß Frankreich infolge ſeiner Beziehungen zu England mit einer Reſtitution des Pfälzers ſympathiſieren könnte, mußte ihm die meiſte Sorge machen, und ihn mittelſt dieſer zu einem ſchnellen, den franzöſiſchen Wünſchen entſprechenden Entſchluß zu treiben, war das Ziel Fancans.

Tatſächlich machte ſich auch der Einfluß der engliſch-franzöſiſchen Unterhandlungen auf Frankreichs Stellung gegenüber der Kurfrage in Fancans Unterredungen mit Ferdinand geltend; denn wenn er hier den Gedanken hervortreten ließ, daß die Kur-Inhaberſchaft auf die Perſon des

[13] „— ganz ungeſehen, daß Engellandiſch matrimonium mit Frankreich vermuetlich unſchwer gewißlich vor ſich gehen werde." Mit dieſen Worten gibt Ferdinand eine — offenbar hingeworfene aber deswegen um ſo wirkungsvollere — Bemerkung Fancans wieder. Brief vom 15. V. 1624. Münchener Geh. Staatsarch.; Kurköln. Korr. 40/15—40/20.

gegenwärtigen Herzogs beschränkt, dann der pfälzischen Linie zurückgestellt werden sollte, so sahen die bayerischen Fürsten mit Recht hierin ein beträchtliches Abweichen Frankreichs von seiner zur Zeit der Kurübertragung eingenommenen Stellung in einem den bayerischen Interessen zuwiderlaufenden Sinne. Es ist aber nicht anzunehmen, daß man französischerseits allen Ernstes ein solches Zurückweichen Bayerns angenommen hat, vielmehr hatte wohl die Entsendung Fancans überhaupt mehr den Zweck, die Ansichten dort zu sondieren, als wirklich zu einem Abschluß zu kommen.

Ferdinand blieb denn auch die Antwort nicht schuldig, und zwar fiel diese, wie nicht anders zu erwarten war, in den Hauptpunkten negativ aus. Was die Kur beträfe, „so könte er wohl gedenken, daß es Bayern nit tunlich die beschehene translation in Zweifel oder disputat kommen zu lassen; Frankreich wurde solches zuversichtlich auch nit billig erachten oder nachgeben, weil Es selbig translation zu Regensburg selbst befordern holfen".[14]

Fancan ist höflich genug, auch für diesen Standpunkt Verständnis zu zeigen; den Vorschlag des Kurfürsten, doch noch zu Maximilian und den geistlichen Kurfürsten zu gehen, weist er mit der Begründung ab, daß es ihm dafür an Beglaubigungsbriefen mangele, daß ferner seine Anwesenheit in Paris nötig sei; es gälte nämlich Abmachungen zu verhindern, welche später schwer wieder rückgängig zu machen seien. Mit dem Versprechen, hierin sein möglichstes zu tun, sowie seine Beziehungen mit dem Hause Bayern durch Vermittlung des bayerischen Agenten in Paris, Küttner, weiter zu pflegen, verabschiedet er sich von Ferdinand.

Das Resultat, welches er heimbrachte, war, rein praktisch genommen, ein durchaus negatives, aber wie gesagt,

[14] Ferdinand an Maximilian v. 15. V. 1624.

der Eindruck, daß es ſich hierbei mehr um eine Rekognoſzierung gehandelt hat, läßt ſich angeſichts dieſer Forderungen, welche durch das beiderſeitige Kräfteverhältnis nicht gerechtfertigt waren, nicht verſcheuchen, und von dieſem Geſichtspunkte betrachtet, hatte Fancans Miſſion ihren Zweck erfüllt, hatte eine Grenzlinie feſtgeſtellt.

Und noch ein Ergebnis: Ferdinand hatte ſich Fancans ſpeziellen Forderungen gegenüber ablehnend verhalten, ſein Geſamteindruck von den verfloſſenen Erörterungen war kein ſchlechter. Hier zeigt ſich zugleich, wie richtig man in Paris ſpekuliert hatte, wenn man bei Ferdinand ein leichteres Spiel als bei Maximilian zu finden erwartet hatte.

Während letzterer nämlich aus ſeiner Skepſis, ja ſeiner Nichtachtung gegenüber den franzöſiſchen Anträgen und ihrem Überbringer gar kein Hehl macht, die Vorſchläge als unannehmbar, Fancan als eine zweifelhafte Perſönlichkeit, mit der man nichts abſchließen dürfe, bezeichnet[15], ſucht Ferdinand das Mißtrauen ſeines Bruders nach Möglichkeit niederzuſchlagen; Fancan gehöre zu den beſtunterrichteten Perſönlichkeiten am franzöſiſchen Hof; ſeine Kenntniſſe könnten von großem Nutzen ſein, und die Grundidee ſeiner Anerbietungen, eine Friedensintervention Frankreichs, ſei jedenfalls zu begrüßen.[16]

Alle Bedenken Maximilians zu verſcheuchen, gelang nun zwar Ferdinand nicht, aber indem er Fancans Vertrautheit mit den politiſchen Vorgängen hervorhob, legte er Maximilians praktiſchem Geſchäftsgeiſte nahe, die Verbindung mit dieſem gut unterrichteten Manne nicht ganz zu löſen. Sicher alſo mit Maximilians Einverſtändnis hat der von Fancan ſchon in Köln in Ausſicht geſtellte Verkehr zwiſchen ihm

[15] Maximilian an Ferdinand v. 26. V. 1624.

[16] Ferdinand an Max v. 9. VI. 1624.

und dem bayeriſchen Agenten Küttner ſich zu einem derartig regen entwickelt, wie er ſich uns nach zuverläſſigen Berichten darſtellt.

Die Aufzeichnungen des römiſchen Nuntius Spada dienen dafür als Beleg, daß Fancan bald nach ſeiner Rückkehr aus Köln Gelegenheit nahm, häufige Zuſammenkünfte mit dem bayeriſchen Vertreter herbeizuführen; da dieſer wiederum gemäß den Anweiſungen ſeines Hofes engſte Fühlung mit dem Nuntius hatte, ſo gelangten wohl faſt alle Auslaſſungen Fancans zur Kenntnis Spadas, der ſie teils mittels ſeiner offiziellen Berichte der Kurie unterbreitete, teils in zuſammenhangloſen, oft unverſtändlichen Bemerkungen zu Papier brachte.

Rein inhaltlich genommen, ſind nun die uns derart übermittelten Äußerungen Fancans von nicht gerade großer Bedeutung; ſie dienen lediglich jener diplomatiſchen Kleinkunſt, die, von nicht offiziellen Vertretern ausgeübt, mit der hohen Diplomatie die Werkzeuge, das Verheißen und die Drohung gemeinſam hat, für ſich aber den Vorteil, daß ſie zu nichts verpflichtet.

Wohl aber bietet die Art, wie dieſen Berichten Spadas zufolge der bayeriſche Agent ihm die Auslaſſungen Fancans mitgeteilt hat, viel Intereſſe. Es zeigt ſich nämlich, daß für Küttner Fancan in vollſtem Einverſtändnis mit Richelieu ſteht, daß ſeine Eröffnungen denen des Kardinals ſelbſt völlig gleichzuſetzen ſind.

Dieſelbe hohe Einſchätzung erfährt Fancan von einer Perſönlichkeit, deren Urteil für die bayeriſchen Fürſten wohl das größte Gewicht hatte.[17] Pater Hyacinth, der Vertrauens-

[17] „In tanto le fo sapere che quel Canonico Fancan nota a. V. A. ha molta autorità col Sig.e Cardinal Richelieu e molta familiarità, fa buoni officiy per Germania e spetialmente per la casa di Baviera, e

mann Maximilians und Ferdinands, kam im Herbſt 1624 nach Paris, um ſeinerſeits an einer Verbindung Frankreichs und Bayerns zu arbeiten, allerdings in einer Tendenz, welche durch ihr maßloſes, ausſchließliches Betonen der katholiſchen Intereſſen wenig Ausſicht auf Erfolg bot. Um ſo mehr intereſſiert uns das von ihm über Fancan gefällte ſympathiſche Urteil; er hebt die guten Dienſte Fancans für das Haus Bayern hervor. Verſteht er darunter die emſige Tätigkeit, welche Fancan im Auftrage Richelieus im Verkehr mit dem bayeriſchen Agenten entfaltet, unterſtützt durch ſeine reiche Kenntnis der deutſchen Verhältniſſe, ſo läßt ſich gegen den von ihm gewählten Ausdruck nichts einwenden. Glaubt er aber — und wir vermuten das — weitergehen zu können und als Motiv dieſer „buoni officii“ eine wirkliche Hinneigung Fancans zum Hauſe Bayern annehmen zu können, den aufrichtigen Wunſch, gemeinſam mit den franzöſiſchen auch den bayeriſchen Intereſſen zu dienen, ſo hat den in langjähriger politiſcher Tätigkeit erfahrenen Kapuziner ſeine Menſchenkenntnis hier im Stich gelaſſen.

Allerdings iſt dieſer Irrtum verſtändlich; Hyacinth und mit ihm ſein Auftraggeber wußten von Fancan nichts anderes, als daß er ein Agent Richelieus ſei. Vergegenwärtigen wir uns aber, daß Richelieu perſönlich in den erſten Monaten ſeines Miniſteriums von bayeriſcher Seite durchaus Vertrauen entgegengebracht wurde; dieſelben Hoffnungen, welche die franzöſiſche Zelotenpartei auf die Politik eines Kardinals

---

tratta confidemente coll' Agente Kütner, il quale e un garbato huomo; tengo che sia bene che V. A. ordini ad alcuno de suoi ministri o al Conte de Rechem che tenga avvisato delle cose che passano in quella bande, perche vengono molte nuove false . . . . .“

Hyacinth an Ferdinand, 11. XI. 1624. G. B. St.-Arch. Kurköln. Korr. 40/17.

ſetzte, erfüllten, wenn auch in beſcheidenerem Maße, Maximilian von Bayern.[18] Kein Wunder, wenn Hyacinth in dem Mann, von deſſen Intimität mit Richelieu er ſelbſt Zeuge war, dieſelbe vertrauenswürdige Geſinnung annehmen zu können glaubte.

Maximilians Erwartungen in bezug auf Richelieu nun waren inſoweit berechtigt, als dieſer in ſeiner deutſchen Politik ein Einverſtändnis mit Bayern nicht entbehren, und aus dieſer Überzeugung heraus billigen Forderungen des bayeriſchen Kurfürſten, namentlich ſolchen, die ſeine perſönliche Stellung betrafen, ſich nicht verſchließen zu können glaubte. Daß bei Richelieu nicht nur nüchterne politiſche Erwägungen mitgeſpielt haben, daß auch ſeine perſönliche Sympathie ihn auf dieſen Weg eines Zuſammengehens mit dem Haupt der katholiſchen Liga verwieſen habe, iſt neuerdings mit Nachdruck betont und auch überzeugend nachgewieſen worden.[19]

In der feſten und richtigen Überzeugung aber, daß Richelieu über allen Gefälligkeiten nach außen hin, ſelbſt wenn ſie aus wirklicher Sympathie hervorgehen ſollten, niemals den Boden einer rigoros national-franzöſiſchen Politik verlaſſen würde, daß er ſich in dieſem leitenden Gedanken mit ihm vollends eins wußte, ſtellte Fancan auch in den Verhandlungen mit dem Hauſe Bayern, dem leitenden Staatsmann ſeine Kenntniſſe und Geſchicklichkeit zur Verfügung und ſah ſie gern angenommen. Aber nur ungern folgte er Richelieu auf dieſen Weg, weder wünſchte er einen Erfolg der Verhandlungen in dem Sinne, daß durch Nachgiebigkeit Bayern gegenüber ein Zuſammengehen erzielt würde, noch glaubte er an ihn.

[18] Daß Maximilian anfangs — ganz im Gegenſatz zu ſpäter — auf Richelieu baute, bekennt er ſelbſt in einem Briefe an Ferdinand. 26. V. 1624.

[19] G. Fagniez: Le père Joseph et Richelieu.

Wie fehl würde man nun aber gehen, wollte man Fancan deswegen Mangel an Aufrichtigkeit oder ein schwächliches Handeln gegen seine bessere Überzeugung zum Vorwurf machen! Freilich, hätte die Tätigkeit des Mannes sich auf jenes Handeln und Verhandeln in höherem Auftrage beschränkt, wäre er in Wirklichkeit nur der Agent des Ministers gewesen, welcher ihm die Direktive seines Tuns gab, so hätte ihn obiger Vorwurf mit Recht getroffen.

Aber diesem Geist, welcher aus den reichen Anregungen des politischen Denkens seine besten Kräfte sog — eine geistige Bereicherung, wie sie allerdings nur aus dem Boden einer natürlichen und gesunden, einer vaterländisch-praktischen Politik gewonnen werden kann —, konnte diese immerhin unselbständige und abhängige Betätigung allein keine Befriedigung verschaffen. Seine wahre und ganze Persönlichkeit zeigt sich uns erst auf dem Gebiet, welches ihm schon in der Vergangenheit einen Namen gemacht hatte: der politischen Schriftstellerei.

Die Umgestaltung der Verhältnisse, zumal der eigenen, hatte nun der äußeren Form seiner Schriften einen anderen Charakter gegeben, ihr unmittelbarer Zweck war ein anderer geworden. Dem scharfen Gegner der Concini, der Luynes, der Brularts und Vieuvilles, also der Regierung, bot die allerbreiteste Öffentlichkeit das ausschließliche Feld, wo er mit seinen literarischen Gaben wirken konnte, die gedruckte Flugschrift gab das alleinige Mittel ab. Eine unschätzbare Waffe für den Kampf, verlor sie nach Beendigung desselben für Fancan an Bedeutung, seine ganze, jetzt frei gewordene Kraft konnte er einer dankbareren und positiveren Aufgabe zur Verfügung stellen.

Vom Jahre 1624 ab entstehen die meisten jener für den Gebrauch der Regierung bestimmten großen Denkschriften und

Abhandlungen, welche allein schon dank der Fülle ihres Materials, mehr aber noch durch dessen scharfsinnige und geschickte Zusammenstellung, ihren logischen Aufbau, der zu einem klaren, fest begrenzten Ergebnis führt, außerordentlich wertvoll waren und als solche auch gewürdigt wurden.

Welch Unterschied gegen früher! Damals ein Pamphletist, dessen literarische Erzeugnisse schon bei ihrem Erscheinen oben mit Mißbehagen, ja mit Furcht betrachtet wurden; jetzt der willkommene Mitarbeiter der Regierung, dessen reiche Kenntnisse man gerne verwertete.

Gerade nun die Folgerung, die man an jene Tätigkeit Fancans in der bayerischen Frage knüpfen könnte, daß er nämlich dem Kardinal zuliebe seine Überzeugung verleugnet und sich dessen Willen widerspruchslos gebeugt hätte, erfährt in diesen Denkschriften ihre schlagendste Widerlegung. Den Unterschied seiner und des Kardinals Ansichten, welcher sich im letzten Grunde auf einen verschiedenen Grad des religiösen Empfindens zurückführen läßt, kannte Fancan wohl, aber diese Erkenntnis hinderte ihn keinen Augenblick, den von ihm für richtig befundenen Standpunkt mit Energie zu vertreten, um seine allgemeine Anerkennung zu kämpfen. Dieselbe Erkenntnis hat ihm ebensowenig verboten, seine Kräfte in den Dienst Richelieus zu stellen, da er sich mit diesem in vielem eins wußte; Unerschrockenheit und Wagemut legten ihm aber den Versuch nahe, den Kardinal ganz und gar in seine Gedanken hineinzuziehen. Hierin hatte er seine Kräfte überschätzt, und aus eben dieser Selbsttäuschung nicht zum wenigsten ist ihm sein späteres Schicksal erwachsen.

Das Bild einer ungemein ausgedehnten Interessensphäre ergibt sich uns aus der Durchsicht dieser Schriften; kaum irgendeine wichtigere Frage des öffentlichen Lebens,

die er nicht behandelt, und zwar mit dem Nachweis sachverständigen und klaren Wissens behandelt hätte. Und doch stehen ihm alle die verschiedenartigen Probleme in unlösbarer Verbindung, mag er über geistliche Reformen, über Finanzpolitik, über auswärtige Politik reden, nie beschränkt er sich auf eine trockene theoretische Abhandlung, hinter allem steht immer wieder ein Gedanke: die Größe Frankreichs.

Ein im Innern kräftiges, besonders aber einiges Frankreich im Kampfe gegen Österreich-Spanien, das sind die Losungsworte von Fancans ganzer politischer Tätigkeit.

Die politische Situation, welche Richelieu bei seinem Eintritt in den Konseil vorfand, ließ die Frage nach den inneren Zuständen verhältnismäßig zurücktreten, da der Bürgerkrieg wieder einmal beendet war. Harrten auch noch genügend andere Schwierigkeiten im Innern ihrer Erledigung, so mußte doch die äußere Politik seine erste Sorge in Anspruch nehmen. Wie wir wissen, wurde ihre Tendenz eine ausgesprochen antihabsburgische; entsprach das schon dem Wunsche eines kleinen Teiles der französischen Nation wenig, so hegten andere schwere Bedenken gegen den wirksamsten Bestandteil dieser Politik: die Unterstützung der protestantischen Feinde des Hauses Habsburg. Diese Frage von weittragender prinzipieller Bedeutung einmal ausführlich zu beleuchten und theoretisch zu entscheiden, machte sich Fancan zur Aufgabe.

In einer umfangreichen Abhandlung[20] erörtert er die Berechtigung der Hilfeleistung an Andersgläubige, ausgehend

[20] „Discours sur cette question: S'il est loisible de porter les armes pour un Prince de diverse Religion et s'allier avec lui." Arch. des Affaires Etrangères France 14, fol. 71—96.

Das vorliegende Exemplar ist nicht von Fancans Hand, seine Autorschaft aber ergibt sich aus Nr. 302 der Liste.

von einem Fall, wo ein Prieſter drei in holländiſchen Dienſten ſtehenden franzöſiſchen Offizieren die Abſolution verweigert hatte. Mit Benutzung vieler Beiſpiele, die ſeiner Kenntnis in politiſcher wie Kirchengeſchichte, ſowie ſeiner literariſchen Bildung ein glänzendes Zeugnis ausſtellen und unter Heranziehung durchaus geſunder und nüchterner politiſcher Grundſätze kommt er zu dem Ergebnis, daß ein prinzipielles Verbot dieſer Art weder theoretiſch noch praktiſch zu verteidigen iſt. — Wir gehen wohl nicht fehl in der Vermutung, daß dieſe ungemein breite Abhandlung für die mit den Niederlanden gepflogenen Verhandlungen beſtimmt war. Ihre Abfaſſungszeit fällt in den Sommer 1624; es ergibt ſich nicht mit Beſtimmtheit, ob ſie vor oder nach dem im Juli abgeſchloſſenen Vertrag zu ſuchen iſt; denn während manches darauf hinweiſt, daß man um dieſes Ziel noch kämpft, ſprechen wieder andere Stellen dafür, daß die Alliance ſchon geſchloſſen ſei. Der letztere Fall gewinnt allerdings dadurch an Wahrſcheinlichkeit, daß die auffallende Breite der Schrift, ihre reiche Argumentation, ſowie äußere Form ihr ein amtliches Ausſehen gibt und den Gedanken erweckt, daß ſie der Regierung als Rechtfertigung dienen ſollte gegenüber den zahlreichen Anfeindungen, welche dieſe offizielle Verbindung mit einer proteſtantiſchen Macht hervorrief. Sicher iſt, daß in dieſem Falle Fanean ſich ſeiner Aufgabe mit Freuden unterzogen hat; und an dieſer Stelle darf hervorgehoben werden, daß er perſönlich auch nicht das geringſte Bedenken vor einem Syſtem, welches Frankreich mit dem Proteſtanten immer enger in Beziehungen brachte, hatte. Im Gegenteil, er drängte auf dieſen Weg immer weiter vorwärts. Religiöſe Skrupel kannte er nicht. In einer anderen Denkſchrift[21] dieſer Zeit gibt er nämlich eine ausführliche Auf-

[21] Arch. d. Aff. Etrang., Corresp. Allemagne 6, fol. 277 ff.

zählung jener Mächte, deren Unterstützung ihm von Nutzen scheint; fast ausschließlich sind es protestantische. Da empfiehlt er Gesandtschaften nach Schweden und Dänemark, nach Brandenburg und Sachsen, an die Generalstaaten, den Pfalzgrafen; sie alle sollen des Interesses des französischen Königs versichert werden, der in seiner Eigenschaft als „protecteur de la liberté germanique" nicht gewillt sei, diese Freiheit durch die Machtgelüste eines Hauses — natürlich Habsburg — gefährden zu lassen. Zur Vervollständigung dieser Koalition soll dann noch die Türkei mobil gemacht werden, soll schließlich Österreichs Kraft noch von Innen heraus geschwächt werden, indem man die Unruhen in Böhmen und Ungarn begünstigte. Letzterem Gedanken lag wohl die Erinnerung an die früheren Verbindungen Spaniens mit den französischen Unruhestiftern selbst zugrunde, an die spanische Politik, welche immer ihren besten Bundesgenossen gegen Frankreich im Herzen des Gegners selbst gesucht und gefunden hatte.

Überhaupt gibt uns diese ganze Schrift ein Bild von der Größe und Kraft der Abneigung gegen Spanien, dieses immer noch mit Respekt gepaarten Hasses, der die dem eigenen Lande drohende Gefahr aufs stärkste, wohl zu stark, empfindet und nun die ganze Welt gegen den Feind vereint sehen möchte.

So wenig Aussicht auf Verwirklichung der Plan als Ganzes hatte — daran wird Fancan auch selbst nicht geglaubt haben —, einzelne Anregungen fielen auf fruchtbaren Boden. So bereiste ein französischer Agent, Marescot, im Sommer 1624 die protestantischen Höfe, ohne indes mit seinem Bestreben, eine engere Verbindung zwischen den Protestanten herbeizuführen, viel Erfolg zu haben. Ferner entsprach die tatkräftige Unterstützung, welche Richelieu dem Grafen Mans-

feld zuteil werden ließ, ganz und gar einer Forderung, welche Fancan in dieser Denkschrift aufgestellt hatte, und daß der Zusammenhang dieser beiden Momente kein ganz zufälliger war, zeigt eine Notiz des römischen Nuntius, wonach Richelieu Fancan die Verhandlungen mit dem Beauftragten des Grafen zugewiesen hat.[22]

In das System, welches Fancan sich zur Bekämpfung Österreich-Spaniens ausgedacht hatte, gehörte notwendigerweise auch England; in doppelter Hinsicht: einerseits teilte es mit Frankreich den Gegensatz zu Spanien, hier auf mehr wirtschaftliche und konfessionelle Momente zurückführend, anderseits war der englische König als Schwiegervater des Pfälzers an dem Verlauf der deutschen Kämpfe lebhaft interessiert. Dieses Interesse in antiösterreichische Richtung zu lenken, mußte die französische Diplomatie sich um so mehr angelegen sein lassen, als die englisch-spanischen Heiratsverhandlungen schon fast zu dem entgegengesetzten Ergebnis geführt hätten. Wie Richelieu hatte auch Fancan während dieser Verhandlungen eine nervöse und beängstigende Spannung empfunden, wie dieser verhehlte auch er seine große Genugtuung über ihren negativen Ausfall nicht, und die an diesen nun sich anschließenden Pläne über eine englisch-französische Heiratsverbindung fanden in ihm ihren wärmsten Verfechter.

Wollte aber Frankreich des englischen Königs Wünsche in Deutschland zu den seinigen machen, mußte es da nicht an Bayerns empfindlichste Stelle rühren?

Viel mehr noch als der Kaiser mußte Maximilian seine ganze Politik danach einrichten, eine Restitution des vertriebenen Pfalzgrafen unter allen Umständen zu verhindern. Kein Wunder: der Kaiser hatte mit der Würde und dem

[22] Spada in seinem Tagebuch, am 23. VIII. 1624.

Lande des Vertriebenen die bayeriſchen Dienſte belohnt, er war der unmittelbaren Sorge um die pfälziſche Angelegenheit enthoben, Maximilian dagegen mußte in jeder Unterſtützung des Pfälzers eine Bedrohung ſeines mit heißen Kämpfen erſtrittenen Beſitzes erblicken, er ſelbſt am meiſten betroffen werden.

Richelieu war denn auch keineswegs gewillt, um Englands willen zu Bayern in Gegenſatz zu treten. Seine Politik ging auf ein Einvernehmen mit Bayern hinaus. Nicht ſo Fancan. Hätte der Pater Hyacinth ihn wirklich gekannt, er hätte nicht in der angeführten Form nach Köln berichtet. Aber was der diplomatiſche Agent meiſterhaft zu verbergen verſtand, der Ratgeber des Miniſters ſpricht es aus: ein Zuſammengehen mit Bayern iſt nicht nach ſeinem Sinn.

Eine Feſtſtellung dieſer Tatſache iſt um ſo notwendiger, als gerade die Annahme, Fancan habe die bayeriſchen Intereſſen mit beſonderem Eifer vertreten, in neueſter Zeit zu Zweifeln an ſeiner politiſchen Ehrlichkeit und Zuverläſſigkeit Anlaß gegeben hat.[23] Demgegenüber ergibt ſich aufs ſicherſte, daß Fancan von dem Einvernehmen mit Bayern wenig oder nichts hielt und nicht daran glaubte. Ausdrücklich ſagte er nämlich in der vorerwähnten Schrift, daß man an Bayern und Köln ſich nicht wenden ſoll, um ihnen das Mißfallen des Königs über ihr feindſeliges Verhalten gegen ſeine Alliierten zum Ausdruck zu bringen. Noch deutlicher ſpricht er ſich über dieſen Punkt aus in einem „Memoire touchant Bavière et le Liège“.[24] Es beginnt folgendermaßen:

---

[23] Hanotaux: Histoire du Cardinal de Richelieu. Wir werden im Verlauf der Darſtellung noch ausführlich auf dieſe Frage zu ſprechen kommen.

[24] Bavière supplm. 1, fol. 39; in Fancans Schrift, von fremder Hand 1626 datiert; es muß aber bald nach der vorerwähnten Denk-

„Qu'il est impossible de séparer l'Electeur de Cologne ny le duc de Bavière d'avec l'empereur, à cause de l'étroite parenté et ligue assermentée qui est entre eux, outre la liaison de leurs intérêts particuliers. Pour les mêmes raisons l'Empereur ne se desunira jamais d'avec l'Espagne, partant il ne fout espérer de pouvoir moienner aucune intelligence entre France et Bavière ni d'etablir aucun fondement de correspondance avec ceux de cette maison.“ Gerade das, was Fancan hier als unmöglich bezeichnet, Bayern vom Kaiſer zu trennen und an Frankreich heranzuziehen, war das Ziel Richelieus und namentlich auch Pater Joſephs. In dieſem Falle erwies ſich Fancan weitſichtiger als jene beiden; war es auch mehr Maximilians deutſches Empfinden und ſein Mißtrauen gegen die franzöſiſche Regierung als ſeine Anhänglichkeit an den Kaiſer, welche alle Bemühungen Richelieus vereitelte, das Ergebnis ſtimmte jedenfalls mit dem von Fancan vorausgeſagten überein. Ganz offen gibt er dann auch den Rat, Bayern nicht das geringſte Entgegenkommen zu zeigen, vielmehr die Furcht Maximilians und Ferdinands vor einer franzöſiſch-engliſchen Allianz wachzuhalten. „. . . . . ny ayant que la crainte qui puisse retenir Bavière et Cologne en devoir; ainsy tout ce que l'on peut espérer d'eux c'est de gaigner le temps.“

Angeſichts dieſer offen ausgeſprochenen Abneigung gegen weiteres Verhandeln mit Bayern erſcheint es auf den erſten Blick befremdlich, daß Fancan zum Träger einer Miſſion nach München auserſehen wurde.[25] Und doch verſtehen wir das.

ſchrift verfaßt ſein, da es noch dieſelbe politiſche Lage vorausſetzt. Alſo wohl Sommer 1624.

[25] Die Vorgeſchichte der Miſſion bei Fagniez I, 251 ff.

Der häufige Verkehr, den Fancan auf Wunsch Richelieus mit dem bayerischen Agenten pflog, diente doch hauptsächlich dem Zweck, Küttner Vertrauen fassen zu lassen, ihm die Ansicht beizubringen, daß Fancan gern der bayerischen Interessen sich annehme. Wenn auch bei Küttner diese Absicht nur ganz vorübergehend erreicht wurde, Richelieu und Fancan hatten damals keinen Grund daran zu zweifeln. Hinzu kommt, daß zwischen Fancan und Maximilian von Bayern während dieses Jahres ein direkter Briefwechsel stattgefunden hat[26], und wie die erhaltene kurze Analyse des einen Briefes[27] zeigt, mußte man französischerseits annehmen, daß Fancan bei Maximilian Entgegenkommen finden werde. Außerdem sprach für seine Auswahl mit, daß er dem Bruder bereits persönlich bekannt war, und der Gesichtspunkt, welcher bei seiner Entsendung maßgebend gewesen war, seine gute Orientierung, kam auch hier in Betracht.

Freilich, ob er selbst gerade gern diese Aufgabe übernahm, scheint zweifelhaft. Vergessen wir aber eins nicht: die doppelte Natur seiner Beziehungen zu Richelieu kommt eben immer wieder zum Vorschein; wenn der politische Denker die Annäherung an Bayern nicht gut hieß und von ihr abredete, dem einmal gefaßten Entschluß des leitenden Ministers zu weiteren Verhandlungen gegenüber konnte Fancan als politischer Agent nichts anderes tun, als sich der obersten Instanz fügen, und immerhin konnte er bei persönlicher Erledigung noch am ehesten seinen eigenen Anschauungen Rechnung tragen.

---

[26] Liste Nr. 233: Minutte de lettre en 1624 qui senble estre escripte au Duc de Bavière. Offre son service.

[27] Liste Nr. 1205: Lettre du Duc de Bavière en 1624 à Fancan; le prie de demeurer en bonne correspondance avec Cutter son Coner et de continuer à travailler pour le repos de la Chrestienté.

Als Zweck der Miſſion wird eine Verſtändigung Frankreichs mit Maximilian und der katholiſchen Liga bezeichnet, und dieſe Angabe trifft inſoweit zu, als ſie dieſe Verſtändigung mit der franzöſiſch-engliſchen Freundſchaft, welche durch den guten Erfolg der Heiratsverhandlungen beſiegelt war, in Einklang bringen ſollte.

Bayern wollte man inſoweit entgegenkommen, als in Sachen des Pfalzgrafen die auf eine unbedingte Reſtitution desſelben hinauslaufenden engliſchen Beſtrebungen keinesfalls franzöſiſche Unterſtützung finden, vielmehr die Wünſche Maximilians ſoweit berückſichtigt werden ſollten, als ſie einer friedlichen Beilegung des Streites die Wege ebneten[28]; man macht ſich anheiſchig, Englands Zuſtimmung zu dieſen Bedingungen zu erwirken. Sodann ſollte Fancan das Verhältnis Frankreichs zu Mansfeld in einer Maximilian befriedigenden Form darſtellen.

Dafür wird dann von Maximilian das Verſprechen verlangt, Spanien keinerlei Unterſtützungen weder auf deutſchem, niederländiſchem noch Schweizer Boden zu gewähren; im anderen Falle droht Frankreich, ſich Englands Forderungen in jeder Hinſicht anzuſchließen und ſie in ihrer ge-

---

[28] Die Bedingungen, welche Hyacinth in Paris aufgeſtellt hat, werden gebilligt mit Ausnahme von zweien: 1. Maximilian hatte als Entſchädigungsſumme für die Rückgabe der Oberpfalz zwölf Millionen verlangt, Frankreich gibt nur drei bis vier Millionen zu. 2. Die zweite wird hier nicht näher erwähnt, betraf aber nach einem Briefe Maximilians an die rheiniſchen Kurfürſten (4. Febr. 25) die „assecuratio filiorum“ (Palatini). Näheres darüber bringt Spada, Oktober 1625 (Francia 402, fol. 365); danach hätte Fancan an Stelle der von Hyacinth geſtellten Forderung, daß die Söhne des Pfälzers der väterlichen Erziehung entzogen und einem katholiſchen Hof anvertraut werden ſollten, in Vorſchlag gebracht, daß Maximilian zwei Feſtungen auf die Dauer von fünf Jahren als Pfand erhalten ſolle.

waltſamen Durchführung zu unterſtützen; ein Eingreifen der deutſchen Proteſtanten ſei dann auch leicht vorauszuſehen.

Die Inſtruktion[29] iſt vom 22. Dezember 1624 datiert, zwiſchen dem 21. und 28. Januar des folgenden Jahres traf Fancan ſelbſt in München ein. Die ſeiner harrende Stimmung war recht ungünſtig. Zahlreiche Nachrichten aus den letzten Wochen, großenteils über Köln zu Maximilians Kenntnis gekommen, waren geeignet, ſeinem angeborenen Mißtrauen gegen Frankreich, welches nur ab und zu durch kurze Perioden einer hoffnungsvolleren Stimmung unterbrochen wurde, neue Nahrung zu geben. So unbeſtimmt und zweifelhaft die Gerüchte waren, welche Ferdinand von Köln über gemeinſame Rüſtungen Frankreichs und Englands, über Begünſtigung der Mansfeldſchen Pläne, über die angebliche Abſicht Frankreichs, Mansfeld zur Eroberung der Pfalz zu verwenden, zu berichten wußte, bei Maximilian fielen ſie auf empfänglichen Boden. Daher macht er, als ihm die Entſendung Fancans angekündigt wird, auch kein Hehl daraus, daß er dem Anbringen desſelben mit großer Spannung, aber mit ebenſogroßem Mißtrauen entgegenſehe.[30] Hinzu kommt

---

[29] Sie iſt von Schomberg ausgearbeitet.

[30] Maximilian kündet Ferdinand Fancans Ankunft an und fährt dann fort: „Dann wenn es bey der Crone Frankreich ſo weit kommen, daß man ſogar auch die vorhergangene real sincerationes und bezaigungen anjezo bei ſeit ſezen thuet, ſo iſt nun darauf leicht zu ermeſſen, weſſen man ſich auf dergleichen verbalhandlungen zu verlaſſen oder zu getröſten haben werde. Und kommen mir dieſe des Königs in Frankreich alſo widerwertige bezaigungen nit weniger als E. L. etwas frembd und unverhofft zu vernemen, iſt auch bei dieſen zerrütten zeiten, da nunmehr weder treu noch glauben in acht genommen würd, wo es umb das privatum zu thun, ganz übel und ſchwer zu negocieren, weilen dermalen khainer vergwiſt, worauf er ſicherlich trauen und bauen khönde.“ Max. an Ferdin. (14. I. 25).

nun noch Maximilians Antipathie gegen Fancans Persönlichkeit, die er noch von dessen Kölner Reise her bewahrt und in der Zwischenzeit auch trotz Bezeugungen des Gegenteils nicht verloren hatte. Jedenfalls wirkten diese beiden Momente mit solchem Erfolg, daß er den Abgesandten weder persönlich empfing, noch in irgendwelcher offiziellen Form mit ihm unterhandeln, sondern lediglich seinen Rat Jocher in privater Unterhaltung das Anbringen des Franzosen entgegennehmen ließ.

Man hatte in dem Bestreben, Fancans Mission möglichst geheim zu halten[31] — Fancan wenigstens motiviert es so —, den Fehler begangen, ihn ohne jedes amtliche Beglaubigungsschreiben reisen zu lassen, um den nichtamtlichen Charakter der Mission hervorzuheben, offenbar in der Überzeugung, daß Fancans Beziehungen diese Formalität überflüssig machen würden. Maximilian jedoch fand hierin den bequemsten Vorwand, einer ihm persönlich unsympathischen Verhandlung aus dem Wege zu gehen und auf ungefährliche Weise der französischen Eigenliebe einen Stoß zu versetzen. Fancan selbst war klug genug, keine Empfindlichkeit zu zeigen; er erklärte vielmehr Maximilians Verhalten vollständig zu verstehen, und bedauert nur, daß der Fehler seiner Regierung die Audienz verhindert habe. Immerhin boten ja die Gespräche mit Jocher Gelegenheit zu einem Austausch der beiderseitigen Ansichten; und mit welchem Interesse Maximilian auf diesem indirekten Wege die Mitteilungen Fancans ent-

---

[31] Mit welchem Erfolg, zeigt ein Bericht des spanischen Botschafters Cueva an den Kaiser (Kaiserl. Korresp. 1625) vom 3. I. 1625, in welchem er, durch ein Schreiben aus Paris vom 26. XII. 1624 — vom 22. XII. ist Fancans Instruktion — unterrichtet, den Inhalt von Fancans Mission ziemlich treffend anzugeben weiß.

gegennahm, zeigen seine ausführlichen Berichte an den Kaiser und seine Mitkurfürsten.

Danach hat Fancan sich auf eine Erörterung der pfälzischen Frage beschränkt, diese allerdings in einer Form zur Sprache gebracht, welche keinen Anlaß zu Unzufriedenheit geben konnte; denn er erklärte unumwunden, daß Frankreich eine gewaltsame Rückeroberung der Pfalz seitens England niemals unterstützen, vielmehr eine friedliche Übereinkunft fördern werde. Daß Fancan das Verhältnis Frankreichs zu Mansfeld berührt habe, oder Frankreichs Drohung, sich gegebenenfalls mit England vollständig eins zu erklären, wie es in der Instruktion angedeutet war, wird hier mit keinem Worte erwähnt. Die Annahme, daß Fancan diese Faktoren, zumal den letzteren, ganz außer acht gelassen hätte, verträgt sich eigentlich schlecht mit unserer Kenntnis von seinen politischen Anschauungen; er müßte es gerade für taktisch richtiger gehalten haben, hier in durchwegs freundschaftlicher Methode zu verhandeln und jeden Anschein einer Pression zu vermeiden, aber auf jeden Fall hat es ihm schwere Überwindung gekostet, den Trumpf, welchen ihm die französisch-englische Freundschaft in die Hand gab, nicht auszuspielen.

Möglich wäre auch, daß Maximilian absichtlich die deutschen Fürsten von der Möglichkeit einer bewaffneten französischen Intervention nicht benachrichtigt hätte, um die bei jenen, besonders beim Kaiser bestehende Abneigung gegen jede französische Vermittlung überhaupt nicht noch zu vermehren. Denn eine Vermittlung Frankreichs in Sachen der Kur schien Maximilian jetzt unumgänglich; Frankreichs Stellung zwischen den Parteien — mit England wie mit Bayern verbanden es vielfache Beziehungen — berechtigte zu der Hoffnung auf einen beiderseitigen befriedigenden Aus-

gleich. Dieſer Gedankengang kommt auch ganz klar in der Inſtruktion zum Ausdruck, welche Maximilian ſeinem an den kaiſerlichen Hof reiſenden Geh. Rat Wolkenſtein mitgibt[32]; nachdem ihr erſter Teil von Fancans Miſſion in der uns bekannten Weiſe gehandelt hat, verfolgt der zweite die Abſicht, dem Kaiſer eine Intervention Frankreichs in etwas günſtigerem Lichte erſcheinen zu laſſen. Hiernach hat die Auslegung, daß Maximilian Auslaſſungen Fancans über ein nötigenfalls bewaffnetes Eingreifen Frankreichs abſichtlich verſchwiegen habe, manches für ſich.

Die Antwort, welche man in München auf die Vorſchläge Fancans hatte, beſtand in dem Hinweis darauf, daß es an dem Kaiſer und den katholiſchen Ständen nicht fehlen ſolle, wenn es ſich um eine Verſtändigung handle; aber auch die Gegenpartei müſſe endlich ihr aggreſſives Verhalten aufgeben, und Frankreich würde ſich um die ganze Chriſtenheit hoch verdient machen, wenn es „den König in Engelland und ſeinen aidam von ihrem böſen und feindſeligen vorhaben abzuwenden und zu beſſeren friedliebenden consiliis und mitteln diſponieren und zu bringen ſich bemühen täte".[33]

Allzuviel war es alſo nicht, was Fancan, als er in den erſten Tagen des Februar München verließ, mit nach Paris nahm, irgendein feſtes Verſprechen hatte er nicht erlangen können. Daß die Reiſe aber nicht umſonſt geweſen war, zeigt jene durch ſie veranlaßte Inſtruktion Maximilians, welche das heiße Bemühen Frankreichs, in die deutſchen Angelegenheiten einzugreifen, um ein gutes Stück förderte.

Eine weitergehende Bedeutung hat für uns dieſe Epiſode. Sie iſt uns ein vollgültiger Beweis für die Intimität der

[32] B. Geh. St.-Arch. Kaiſerliche Korreſpondenz 1625.

[33] Maximilian an die rheiniſchen Kurfürſten, 4. II. 1625. Kurköln. Korreſp. 40/19.

Beziehungen Richelieus und Fancans. Enthält schon die Instruktion eine unverhüllte Anerkennung seiner Bedeutung „. . . ny ayant pas un de Messrs. les Ministres qui aye tant de pratique et cognoissance de l'Allemagne que led. Fancan", so ist noch mehr die Übertragung dieser Mission überhaupt, welche einen der wichtigsten und heikelsten Punkte der gesamten auswärtigen Politik Frankreichs betraf, ein Ausdruck des vollsten Vertrauens. Es war wohl verdient; gab uns schon das, was Fancan an umfassender Kenntnis der europäischen Verhältnisse, scharfem Blick, nüchterner Betrachtung der auswärtigen Politik besaß, einen Begriff von seinem Werte für den neuen Minister, welcher trotz seines Genies die Schwierigkeiten des Anfangs voll empfand, so bedeutet das doch nur einen Teil dessen, was er zu Richelieus Werk beitrug. Ein unermüdlicher und vielseitiger Arbeiter wie er war, suchte er auch bei der Reorganisation des Landes, wie sie Richelieu sich vornahm und vornehmen mußte, sich nach Möglichkeit nützlich zu machen. Auch hier erkannte er selbst genau, wo das Feld seiner Tätigkeit lag; niemals beabsichtigte er irgendeine amtliche Stellung zu erhalten — überhaupt lag ihm persönlicher Ehrgeiz fern — der sicherste Weg schien ihm immer der, selbst unbeachtet die leitende Stelle in seine Ideen hineinzuziehen und sie durch Gründe von der Richtigkeit seiner Anschauungen zu überzeugen. Gerade nun auf dem Gebiete der inneren Politik hatte er mehrfach die Genugtuung dergestalt seinen Vorschlägen Anerkennung zu verschaffen.

Einmal betraf dieses das Finanzwesen.

Der Grundstock der staatlichen Finanzen in den Zeiten der lehnsherrlichen Auffassung des Königtums, die Einkünfte der königlichen Domänen, kamen bei dem wachsenden Geldbedürfnis des Staates nicht mehr ausschließlich in Frage;

zu unſerer Zeit waren ſie überdies zum allergrößten Teil bereits im voraus verpfändet. Die Haupteinnahmequelle des Staates bildeten die auf den verſchiedenſten Grundſätzen beruhenden, in der verſchiedenſten Art erhobenen Abgaben des Volkes. Namentlich nun die damals üblichen Erhebungsſyſteme hatten die übelſten Folgen gezeitigt. Nur ein Teil dieſer Abgaben wurde direkt, das heißt durch königliche Beamte erhoben und ungeſchmälert der Staatskaſſe zugeführt; das weitaus vorwaltende Prinzip bildete die Verpachtung der Steuern an den Meiſtbietenden, die Zuerteilung „à ferme“, wie der techniſche Ausdruck lautet. Dem augenblicklichen Geldbedürfnis des Staates kamen die von den Bankiers gezahlten Pachtſummen recht gelegen, aber dieſe ſtanden in keinem Verhältnis zu den durch die Finanzleute vom Volk erpreßten Summen; die wirtſchaftlichen Kräfte des Landes kamen jedenfalls nicht in ihrer Geſamtheit dem Staate zugute, dienten dagegen der Anſammlung enormer Privatvermögen. Die moraliſchen Wirkungen dieſes Syſtems laſſen ſich leicht ermeſſen; das Volk war der Habgier und Skrupelloſigkeit der Unternehmer auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert, mit ſteigender Erbitterung empfand man hier den ſchweren Druck beſtändig wachſender Abgaben.

Während der Regentſchaft, nach der Entlaſſung Sullys, war die finanzielle Not Frankreichs in ein beängſtigendes Stadium getreten, und gerade unter Richelieus Vorgänger La Vieuville hatten die betrügeriſchen Operationen einiger jener Großbankiers, zumal Beaumarchais', Vieuvilles Schwiegervater, einen äußerſt kritiſchen Zuſtand herbeigeführt. Hierin Wandel zu ſchaffen, lag die allergrößte Notwendigkeit vor, und wenn auch vorläufig keine Möglichkeit beſtand, jenen unwürdigen und unſicheren Zuſtand, daß die innere und äußere Bewegungsfreiheit des Staates von

den Vorschüssen einiger Privater abhing, mit radikaler Hand zu beseitigen, so hieß es doch, den schlimmsten Auswüchsen gegenüber die staatliche Autorität geltend zu machen, und vor allem galt es Geld zu schaffen.

Bitterer als Richelieu konnte kaum jemand diese Misere empfinden, mußten doch ihm selbst seine umfassenden Pläne lächerlich erscheinen, solange ihnen die notwendige Voraussetzung fehlte. Die Tatsache aber, daß sein die weitesten Gebiete des staatlichen Lebens souverän beherrschender Geist in finanziellen Fragen über das Mittelmaß nicht hinausreichte, ist nicht zu bestreiten, und ebensowenig machte er selbst sich darüber Illusionen. Daher überließ er die Leitung der Finanzen fast ausschließlich der zuständigen Stelle und diese Abteilung seines Ministeriums blieb wohl die einzige, die sich einer selbständigen Verwaltung erfreuen konnte. Fürs erste bedurfte es nun aber eines rücksichtslosen Einsetzens der staatlichen Autorität und einer Beseitigung der schlimmsten Mißstände, um dann auf etwas soliderer Grundlage eine neue Organisation der Finanzen zu versuchen.

Fancan hatte bereits in seiner Kampfschrift gegen La Vieuville, der „Voix publique", dessen finanzielle Wirtschaft in schärfster Weise angegriffen, eine Menge von unsauberen Manipulationen angeführt — sicherlich, wie es eben in der Tendenz des Pamphletes liegt, mit manchen Übertreibungen — und so zu einer zukünftigen Untersuchung ein immerhin wertvolles Material an die Hand geliefert; anderseits aber säumte er auch nicht, in sachlichen Darlegungen seinen Teil an der Reorganisation der zerrütteten Zustände beizutragen.

In einem „Memoire touchant la composition des Financiers"[34] warnt er vor einer „composition" mit den Bankiers. Damit gemeint ist jenes häufig angewandte Kom-

[34] Arch. et. Aff. étrang., France 779 f., 96.

promiß, wobei ſich die der Unterſchleiſe Verdächtigen durch eine größere Summe von der drohenden Unterſuchung loskaufen.

Er betont, daß dieſes Vorgehen nur dazu dienen werde, die Unregelmäßigkeiten und Defizits der Finanzverwaltung zu verſchleiern, und bittet, daß man jedenfalls erſt von ſeinen Angaben — er bietet Details und Zahlen — Kenntnis nehme, um einige Gerechtigkeit bei der Abwägung der Summen walten zu laſſen.

Wir glauben eine Einwirkung dieſer Schrift bei Richelieu konſtatieren zu können, wenn wir die von ihm dem Könige unterbreiteten Vorſchläge vernehmen. Auch er dringt auf eine ſtrenge Unterſuchung gegen die Schuldigen und weiſt jenen Ausweg, daß alle an den Finanzen Beteiligten eine allgemeine Taxe bezahlen ſollten, von ſich: „la seconde“ — eben dieſes Mittel — „crieroit vengeance devant Dieu, en tant que les innocens paieroient pour les coupables“.[35]

In welcher Richtung nun Fancans Anſichten über die Beſchaffung neuer Mittel für den Staat liefen, kommt in einem „Memoire succinct et très considérable sur les nécessitez urgentes des affaires du Roy“[36] zum Ausdruck.

Er verfolgt hier den recht natürlichen und geſunden Grundſatz, daß man das Geld von den Beſitzenden erheben, die ärmeren Klaſſen aber ſchonen müſſe. Zu den Beſitzenden

---

[35] Mémoires de Richelieu ed. Petitot II, 345 ff.; ferner hierfür als auch für das folgende Avenel II 168: „Reglement pour toutes les affaires de Royaume“, ein Reformentwurf Richelieus, der zwar großenteils ein Entwurf blieb, aber doch ein zuſammenfaſſendes Bild ſeiner Pläne gibt. 1625.

[36] France 783, fol. 6—8. Zwar erſt 1626, unter andern politiſchen Vorausſetzungen und Tendenzen verfaßt, aber ſeine finanzpolitiſchen Anſchauungen dürften dieſelben geblieben ſein, und deswegen greifen wir hier vor. In der Liſte von Fancans Papieren iſt die Schrift unter Nr. 324 analyſiert.

rechnet er in erſter Reihe den Klerus, deſſen Vermögen er auf 1/3 des Nationalreichtums taxiert; durch den Verkauf einiger Kirchengüter oder eine „ſyſtematiſche Abſchätzung“ und Beſteuerung derſelben würde die Finanzlage des Staates eine weſentlich günſtigere werden. Daneben hält er die Städte des Reiches für ein geeignetes Steuerobjekt; als vorbildlich für die Art der Beſteuerung empfiehlt er hier das Beiſpiel von Flandern. Im übrigen drängt er auf Vereinfachung ſowohl des Verwaltungsapparates, durch möglichſte Verringerung der Beamtenſtellen, als auch im königlichen Haushalt; das Hauptziel müſſe ſein, unnötige Ausgaben unbedingt zu vermeiden und ſo die enormen jährlichen Etatsüberſchreitungen zu verhindern.

In demſelben Sinne hatte er bereits vorher ein „Reglement contre le luxe“[37] verfaßt; die Einzelheiten, bis ins Kleinſte gehende Vorſchriften und Verbote über Kleidung, Feſtmähler und Equipagen intereſſieren uns an ſich nicht. Aber Beachtung verdienen ſie trotzdem; unſer Beſtreben geht dahin, über die einzelnen Züge hinweg ein möglichſt vollſtändiges Bild der Perſönlichkeit zu erhalten; auch Fancan wird, davon ſind wir feſt überzeugt, es ziemlich gleichgültig geweſen ſein, ob die Genugtuung, in einer vergoldeten Karoſſe und mit ſechs Pferden zu fahren, nur den Fürſten und erſten Kronbeamten zu empfinden vergönnt ſein ſollte, aber daß er es überhaupt auf ſich nahm, 28 ähnlich wichtige Artikel auszuarbeiten, zeugt von ſeiner lebhaften Teilnahme an allen das öffentliche Leben betreffenden Fragen, ſeinem unausgeſetzten Bemühen, ſich nutzbar zu machen, und nicht zuletzt vor einer ſtarken Selbſtüberwindung; denn einer ſolchen bedurfte

[37] France 783, fol. 38—41. Von Fancans Hand; auch die Spuren dieſes Memoires laſſen ſich in dem vorerwähnten „Reglement“ (Avenel II, 168) ſpüren.

es unſeres Erachtens bei Fancan, wenn er ſeine mit anderen Problemen ausgefüllte Zeit nun auch für ſolche Dinge in Anſpruch nahm.

Unmittelbar für Richelieu beſtimmt war dann wohl die „Ordre pour un Ministre d'Etat“[38]; auch ſie entbehrt größerer Geſichtspunkte und begnügt ſich damit, dem Miniſter eine genaue Tageseinteilung anzugeben.

Ergänzt wird nun dieſe Schrift durch einen Entwurf über die Einrichtung des Konſeil.[39]

Durch den König ſelbſt und allein gebildet, durch ſeinen Willen jederzeit auflösbar, bedeutete der Konſeil trotzdem eine und zwar die einzige Beſchränkung des abſoluten Herrſcherwillens; keineswegs „mußte“ der Fürſt bei ſeinen Entſchlüſſen den Konſeil hören, aber er „ſollte“ ihn hören.[40] Für Richelieu war die Berufung in dieſe Gemeinſchaft das langerſehnte Ziel geweſen; eine Reorganiſation des Konſeil, freilich unter der Beſchränkung, daß ſeine eigene vorherrſchende Stellung unangetaſtet blieb, nahm auch er ſich vor.

Fancan ſchlägt eine Dreiteilung des Konſeil vor: Conseil des depesches, Conseil de justice und Conseil des finances. Dem erſteren ſoll der Kardinal präſidieren, dem zweiten der Großſiegelbewahrer, dem dritten der Surintendant, jeder mit einem Stabe von acht Mitarbeitern. Neben der etwas radikalen Forderung, ſämtliche bisher erteilte Diplome als „Conſeiller“ zurückzuziehen und die großenteils ganz unfähigen Mitglieder durch neue geeignete Elemente zu erſetzen, gibt dieſe Schrift einigen überaus vernünftigen

[38] France 801, fol. 255; das vorliegende Exemplar mit Ausnahme der Überſchrift von Fancans Hand. Dem entſpricht Liſte Nr. 398.

[39] „Projet pour établissement du Conseil“. France 780, fol. 112 bis 114, Liste Nr. 357—358.

[40] Hanotaux a. a. O., I, 314f.

Erwägungen Raum. So ſpricht ſie ſich für eine größere Stabilität der Beamten aus und fordert, daß man jeden Mann an den für ihn geeigneten Platz ſetze; ſie betont ferner die Notwendigkeit, den genauen Stand der Finanzen nur wenigen, aber um ſo erfahreneren Perſonen mitzuteilen, und als Zweck der Zuſammenſetzung der Juſtizabteilung, wie er ſie vorſchlägt, bezeichnet ſie eine Beſchleunigung und Vereinfachung des Prozeßverfahrens.

Dieſe mannigfaltigen, hier nur ſummariſch behandelten Forderungen und Wünſche Fancans bezüglich Finanzreviſion, Beſteuerung des Klerus, Zuſammenſetzung des Konſeil erwecken die Erinnerung an frühere ähnliche Verſuche.

In der Tat beſchäftigten ſich die großen ſtändiſchen Bewegungen des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts mit denſelben Fragen.

Auf der Ständeverſammlung von Pontoiſe des Jahres 1561 tauchen Forderungen auf, welche mit den vorerwähnten ſtark übereinſtimmen[41]; zumal die Wünſche des dritten Standes bezüglich der Beſteuerung des Klerus weiſen eine merkwürdige Ähnlichkeit mit denen Fancans auf; dann jene Beſtimmung, welche das Eindringen des geiſtlichen Elementes in den Konſeil beſchränken ſoll, auch ſie deckt ſich tatſächlich mit Fancans Wünſchen für dieſe Inſtitution; zwar treten dieſe nicht in der Form auf, daß er direkt eine Ausſchließung des Klerus verlangt hätte, aber unter den von ihm genannten wird kein Kleriker erwähnt, im Gegenſatz zu Richelieus Entwurf, worin für den Klerus eine ſtarke Beteiligung vorgeſehen iſt.

Vergegenwärtigt man ſich, welche Kraft in den ſtändiſchen

---

[41] Ranke: Franzöſ. Geſchichte, I, 195 ff.; für das Ganze ferner: Picot: Histoire des États Généraux, Hanotaux a. a. O.

Bewegungen ihrer Zeit lag, mit welcher Leidenſchaft, beſonders während der Regentſchaft Katharina Medicis, ſie die franzöſiſche Nation erfüllt hatten, und ſieht man hier dieſelben Gedanken wiederkehren, ſo liegt die Vermutung nahe, daß auch auf Faneans politiſche Entwicklung Eindrücke dieſer Art, wenn nicht beſtimmend, ſo doch beeinfluſſend gewirkt haben.

Sicher iſt nun, daß er in ſeiner Jugend, die doch in die Zeit der inneren Unruhen fällt, von der Tendenz der das Land durchziehenden politiſchen Strömungen Kenntnis genommen und in ſeinem regen Geiſte nach einem Verſtändnis und einer Kritik geſucht hat, ſicher auch, daß der intime perſönliche Verkehr mit dem Neffen Franz Hotmanns, Hotmann Villiers, dieſes Verſtändnis nicht unweſentlich gefördert hat. So dürfen wir denn mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Erinnerungen an jene Zeit an dem Werden von Faneans Entwürfen ihren Teil gehabt haben.

Das iſt aber auch alles; er übernahm einige aus der Bewegung hervorgegangene praktiſche Ergebniſſe, die ſtändiſchen Ideen als ſolche ſind in ihm nicht lebendig.

Schon bei der Betrachtung des Parteiweſens wieſen wir auf dieſe Tatſache hin und ſahen ihren Grund in der Repopulariſierung des monarchiſchen Gedankens, verurſacht durch die Perſönlichkeit des Herrſchers, jetzt, wo wir die politiſche Wirkſamkeit Faneans im einzelnen verfolgen, finden wir ihre vollſte Beſtätigung.

Was iſt nun aber an die Stelle jener abgetanen Ideen getreten? Für uns ſtellt ſich ja die Epoche Richelieus als einer der tiefſten Einſchnitte in der Entwicklung des ſtaatlichen Lebens und der Regierungsform in Frankreich dar, und in einer ſolchen Zeit lohnt es doppelt, den, wenn man ſo ſagen darf, ſtaatsrechtlichen Anſchauungen eines Mannes

dieſer Zeit nachzugehen, der den regſten Anteil an allen Fragen des öffentlichen Lebens genommen hat.

Nun, eine Art Übergang von den alten Anſchauungen zu dem kommenden ſtaatlichen Syſtem, an deſſen Aufbau er ſelbſt, durch die Unterſtützung ſeines Schöpfers, mit tätig war, läßt ſich auch in ſeinen Ideen erkennen. Freilich, eins muß hervorgehoben werden: die Mitte hat er bereits überſchritten, der neuen Zeit ſteht er näher als der alten. Iſt ihm auch die Vorſtellung, daß der Begriff des Staates mit dem des Königtums zuſammenfiele, noch fremd, welch hohe Ideen hat er vom Amt des Monarchen! Man vergleiche die Beſchlüſſe einiger Ständeverſammlungen während der Regentſchaft Katharina Medicis, welche den Ständen die oberſte Souveränität zuerkannten, mit folgenden Sätzen aus einer von uns bereits erwähnten Schrift Fancans: „Dieu a commis le soin du public au prince aussi bien que la puissance souveraine de sorte que c'est à lui seul à prescrire la manière de la conserver et maintenir soit par guerre, soit par alliance, soit par autres moyens et en cela tout autre qui ce soit, confesseur ou autre personne qui s'en voudra faire juge ou censeur, ne le peut sans offenser la Majesté Souveraine, et agir contre le respect et la révérence que la nature et que Dieu commande ès saintes écritures à chaqun de porter au prince qui est vicaire et lieutenant de la divinité au gouvernement de son État".[42]

Dieſe hohe Anſchauung vor dem königlichen Amte kommt in allen ſeinen Schriften, ſofern ſie dieſes Gebiet überhaupt ſtreifen, zum Durchbruch, er zeigt ſich ſtets von dem monarchiſchen Gedanken aufs tiefſte durchdrungen, und von dem, was ihm in Richelieus Memoire vorgeworfen wird: „son

[42] „Discours sur cette question: . . . . .“ (France 14, fol. 71 ff.) s. S. 44.

exercice ordinaire était . . . de rendre la personne du prince contemptible, les conseils odieux“ findet ſich in dem uns erhaltenen auch nicht die Spur.

Ebenſo fällt es nach der Lektüre ſeiner Schriften ſchwer, für die an derſelben Stelle erhobene Anſchuldigung, daß „rien ne le contentait que des espérences imaginaires d'une republique“, irgendwie einen Beweis zu finden.

Das ganze politiſche Denken des Mannes iſt ein ſo ausgeſprochen nüchternes, auf genaueſte Kenntniſſe und einen geſunden Menſchenverſtand baſierendes, daß an einen Zuſammenhang ſeiner Beſtrebungen mit den ziemlich utopiſtiſchen Tendenzen der Hugenotten in einigen Plätzen zu Anfang der 20er Jahre, ſoweit ſie auf die Schaffung republikaniſcher Staatsformen hinliefen, nicht zu glauben iſt.

Was wir in der Seele Fancans leſen zu können vermeinen, iſt die unerſchütterliche Ehrfurcht gegenüber ſeinem Herrſcher; zu ſeiner hohen Einſchätzung des Königlichen Amtes kommt die perſönliche Zuneigung zum Sohne Heinrichs IV., die ſchwärmeriſche Verehrung für den Vater hat ſich als eine liebevolle Beſorgnis auf den Sohn fortgepflanzt; denn ein Zug rein menſchlicher Teilnahme für Ludwig XIII. tritt in den meiſten ſeiner Schriften hervor, und die Scheidung, welche er noch zwiſchen Amt und Perſon des Fürſten ſtets unverkennbar vornimmt, nicht zum wenigſtens erklärt, warum die Vorſtellung von einem abſoluten Herrſcher, ſo wie ſie in dem Sohne ſeines Königs ſich verkörpern ſollte, Fancan noch fremd war, fremd ſein mußte.

Und ſo ſtand er denn auch den Beſtrebungen Richelieus, den königlichen Willen unbeſchränkt zu machen, ihn von allen, aus der Entwicklung des franzöſiſchen Staatslebens ihm erwachſenen Nebengewalten, mochten ſie in treibender oder in hemmender Form wirken, zu befreien, ablehnend gegenüber.

Sah Richelieu in der territorialen wie politischen Macht des Hochadels eines der größten Hindernisse sowohl für die nationale Einheit als aber auch für die absolute Machtentfaltung des königlichen Willens und seines eignen, suchte er demgemäß die Machtstellung der Großen zu zertrümmern und ihren Einfluß auf den König auf ein Mindestmaß zu beschränken, so fand er bei Fancan, soweit eine Beschränkung der feudalen Selbstherrlichkeit dem festeren Zusammenschluß der einzelnen Landschaften zugute kam, volles Verständnis. Tendenzen wie die Condés, welche, sei es offen oder versteckt, auf eine unmittelbare Mitregierung hinausliefen, bekämpfte Fancan mit aller Kraft, jene aristokratische Koalition, welche mit Hilfe des präsumptiven Thronfolgers zum maßgebenden Einfluß zu gelangen suchte, griff er offen an.

So trug er sein Teil dazu bei, feudale Übergriffe in das Vorrecht der Krone zurückzuweisen; keineswegs aber billigte er ein Prinzip, welches das aristokratische Element von jedem größeren Einfluß auf die Geschäfte überhaupt auszuschließen sich vornahm. Wohl möglich, daß ihm ein solches Unterfangen zu gewagt erschien, daß er an die Möglichkeit nicht glaubte, den Teil der französischen Nation, gegen welchen das Königtum erst nach endlosen Kämpfen sich überhaupt hatte durchsetzen können, nun kurzer Hand zur politischen Ohnmacht zu verurteilen, möglich, daß er die eiserne Energie Richelieus hierin unterschätzte und deswegen den Versuch nicht für ratsam hielt. Aber den Ausschlag gab doch, daß er innerlich dieser Frage anders gegenüberstand.

Selbst bürgerlicher Abstammung und diese jederzeit mit Stolz bekennend, hat Fancan die Vorrechte der Geburt doch stets anerkannt.

Schon früh war er in Beziehungen zu den Longuevilles und Soissons getreten, und in Fancans Flugschriften des

zweiten Jahrzehnts kommt seine Parteinahme für die angestammten Rechte der Longuevilles auf das Gouvernement der Picardie gegenüber Ancre deutlich zum Vorschein. Hat letzterer auch mit Richelieu wenig oder gar nichts gemeinsam, entsprang auch seine Feindschaft gegen die Aristokratie rein persönlichen Motiven, in gewissem Sinne vertrat doch auch er das staatliche Prinzip gegen den feudalen Unabhängigkeitstrieb. Als Kampf zwischen diesen beiden Prinzipien hat allerdings Fancan den Streit Ancres mit dem Adel nicht empfunden; er setzte bei Ancre einen höheren Gesichtspunkt nie voraus und leitete die Bestrebungen um die Picardie lediglich aus dem Haß des Emporkömmlings gegen eine alte Gewalt und seinem Eigennutz ab, aber immerhin ist sein unentwegtes Eintreten für angestammte Rechte von Bedeutung.

Der Gedanke, daß die Mitglieder des hohen Adels einen wohlbegründeten Anspruch darauf hätten, bei wichtigen Entscheidungen der Regierung in erster Reihe gehört zu werden, ist ihm durchaus natürlich, ganz klar kommt auch in der von uns erwähnten Schrift über den Konseil der Gedanke zum Durchbruch, daß neben dem Verdienst lediglich die Geburt das Anrecht auf einen Platz im Konseil verleihe, und in dem Vorschlag sämtliche vorhandene Patente zu annullieren, werden die der Prinzen ausdrücklich ausgenommen.

Bemerken wir noch, daß sich die Sympathie Fancans auf die Mitglieder des Hauses Bourbon als die mit der Dynastie verwandtschaftlich verbundenen beschränkte, daß er den Angehörigen des zweiten großen Adelsgeschlechts, den Guisen, durchaus feindlich gegenüberstand.

Das Recht der Prinzen von Geblüt auf eine in Maßen gehaltene, beratende Teilnahme an der Regierung wollte er nicht beseitigt wissen; in zweiter Reihe kam es ihm darauf

an, auch die durch Jahrhunderte lange Entwicklung zu einem wichtigen Faktor der Staatsgewalt gewordene Einrichtung der Parlamente in ihrer ganzen Bedeutung beizubehalten.

Waren die provinzialen Parlamente in der Hauptsache auf ihre ursprüngliche Bedeutung als königliche Gerichtshöfe beschränkt geblieben, so hatte das Pariser Parlament unter allmählicher, aber sicherer Ausdehnung seiner Kompetenz sich zu dem Range einer hohen, wenn nicht der höchsten Instanz in geistigen Streitigkeiten emporgeschwungen. Der in ihm herrschende Geist war durchweg derselbe geblieben; in politischer Hinsicht verfocht das Parlament die Sache des Königs und der Einheit, seine kirchlichen Anschauungen deckten sich vollständig mit dem Begriff des Gallikanismus. Mit der Bedeutung war aber auch das Selbstbewußtsein der Körperschaft gewachsen; sie betrachtete sich als Hüterin der Tradition, der Lehren und Sitten, eifersüchtig wahrte sie das sich angemaßte, vom Königtum stillschweigend geduldete Privileg, königliche Erlasse vor ihrer Gültigkeit zu registrieren, sowie ihr Prärogativ der „Remonstrance". Von Bedeutung war, daß die Parlamentsmitgliedschaft auch den Angehörigen des dritten Standes Gelegenheit bot, sich in wichtigen und verantwortungsreichen Staatsämtern zu betätigen; die Stelle eines ersten Präsidenten am Pariser Parlament beispielsweise galt als einer der höchsten Posten.

Fancan stand durch Abstammung und Verschwägerung diesen Parlamentskreisen schon nahe; ebensowenig fehlten die geistigen Beziehungen. Die scharfen Zurückweisungen, welche das Pariser Parlament mehr als einmal ultramontanen übergriffen hatte zuteil werden lassen, schienen ihm die beste Gewähr für die Unabhängigkeit des Königs von päpstlicher, der französischen Kirche von jesuitischer Suprematie zu bieten. Daher vertrat er auch stets Richelieu gegenüber den

Standpunkt, daß man die Parlamente in vollſter Unabhängigkeit erhalten, ſich eines Eingriffes in ihre Rechte enthalten ſolle. In einer „Parlement“ betitelten Schrift[43], deren weſentlichen Inhalt verſchiedene Vorſchläge für die Beſetzung des Präſidentenſtuhls bilden, nennt er es wohl „le principal apuy de l'Estat“. Über das Beſtehende hinaus etwa ſeine Kompetenz auf Koſten der königlichen Autorität erhöhen will er keinesfalls. Überhaupt muß nochmals hervorgehoben werden, daß für ihn die Krone weit über alles hinwegragt, erſt in angemeſſenem Abſtande folgen die übrigen Faktoren der Regierungsgewalt.

Bei dieſer Betrachtung der Staatseinrichtung, wie ſie ſich als beſte in den Augen Fancans und ſicher vieler ſeiner Parteigenoſſen darſtellt, machen wir eine eigentümliche Beobachtung. Als einen leiſen, ihm als ſolchen vielleicht unbewußten Nachhall der verfaſſungstheoretiſchen Erſchütterungen des 16. Jahrhunderts müſſen wir die von ihm entwickelten Ideen empfinden; zwei Ständen, Adel und Bürgertum, teilt er den ihnen entſprechenden Anteil an der Regierung zu, den Klerus läßt er völlig unberückſichtigt.

In konſequenter Schärfe nimmt er vielmehr eine völlige Trennung politiſcher und kirchlicher Geſichtspunkte vor; politiſche Entſcheidungen vollends ſollen von geiſtlichen Intereſſen niemals beeinflußt werden.

Wohl ſchon in der Jugend hat ſich dieſe Denkweiſe, welche bei einem Angehörigen eben dieſes Standes doppelt bemerkenswert iſt, bei ihm entwickelt. Nur auf die Verquickung von Religion und Politik führte er die Entſtehung der Bürgerkriege zurück, ſpaniſche Intrigen und religiöſer Fanatismus galten ihm als die Urſachen jener furchtbaren Periode. Und wie ja die Eindrücke dieſer Zeit überhaupt

[43] France 787, fol. 30/31. Von Fancans Hand, Liſte Nr. 343.

für seine politische Richtung bestimmend wurden, so kannte er später keine wichtigere Aufgabe, als eine Wiederauflebung dieses Fanatismus zu verhüten; denn er ist der unerschütterlichen Überzeugung, daß bei der Entfesselung dieser Gluten Spanien jedesmal seinen Vorteil gesucht und gefunden habe, daß es aber sein Zweck um so leichter erreicht habe, als die oberste kirchliche Instanz, das Papsttum ihm stets nach Kräften geholfen und seine ganze Autorität in den Dienst der spanischen Sache gestellt habe. Das bequemste und zuverlässige Werkzeug Roms aber sind die Orden, in erster Reihe die Jesuiten; ihre Tätigkeit dient nur den spanischen Interessen, daher ist es eine nationale Aufgabe, ihren Einfluß zu brechen.

Auf denselben Grundgedanken, die Abneigung gegen die antifranzösischen oder zum wenigsten internationalen Tendenzen der Orden läßt sich wohl auch der zwischen ihnen und dem französischen Weltklerus überhaupt bestehende Gegensatz zurückführen; denn der weitaus größte Teil des letzteren betonte doch in seinen gallikanischen Neigungen das nationale Prinzip recht vernehmbar.

Trotzdem dürfte es unter den Angehörigen des Weltklerus nicht viele gegeben haben, welche dieses „sich vor Augen halten", des nationalen Interesses zu einer solchen Vorurteilslosigkeit in religiösen Fragen geführt hätte, wie sie bei Fancan sich zeigt. Vergegenwärtigt man sich, daß das Ende des 16., der Anfang des 17. Jahrhunderts der katholischen Restauration ihren Höhepunkt brachte, wie beispielsweise Richelieus und Pater Josephs Denkweise von der Gewalt des siegreich zurückkehrenden katholischen Glaubenseifers beeinflußt worden war, so tritt das Bild eines Mannes, welcher, selbst Priester der katholischen Kirche, diese Fluten so unberührt an sich hat vorüberschießen lassen, mit bemerkenswerter Schärfe hervor.

Vom ausschließlich politischen Standpunkte betrachtet Fancan die Folgen der Kirchenspaltung; in der äußeren Politik bot sie ihm, wie wir sahen, nicht das geringste Hindernis für Kombinationen irgend welcher Art, im Innern durfte sie niemals Anlaß zum Bürgerkriege geben. Jeder Versuch, auf anderem Wege als dem der Überzeugung die Hugenotten zur römischen Kirche zurückzuführen, scheint im Interesse des inneren Friedens als verwerflich.

Ihrer Lehre gegenüber übt er die weitherzigste Toleranz; keine Spur von Verachtung oder Haß des katholischen Priesters gegen die Ketzer. Die sonst so scharfe und angreifende Feder Fancans findet ihnen gegenüber nur Worte der Nachsicht, höchstens des Bedauerns. Erklärlich ist es, daß später seine Gegner dieses Moment gegen ihn ausnutzen konnten; wenn sie ihn freilich als einen abtrünnigen Priester hinstellten, der sich den Ketzern ganz und gar verschrieben habe, so traf das nicht zu: zum protestantischen Dogma hingeneigt hat Fancan nicht. Seine Auffassung vom Christentum bewegte sich in so weiten Grenzen, wollte sich festen Dogmen so wenig anbequemen, daß man seine Stellung, auch den konfessionellen Streitigkeiten gegenüber, nur als eine absolut neutrale, ja gleichgültige, bezeichnen kann. Gewiß, er war Gallikaner, aber den Eindruck werden wir nicht los, daß es in der Hauptsache der dem Gallikanismus eigentümliche nationale Zug, seine Abschließung gegen Rom war, was Fancan mit ihm verband; in religiöser Hinsicht stand er durchaus über den Parteien; weder der einen noch der anderen gestand er das Recht der alleinigen wahren Kirche zu.

Was ihn den Hugenotten nahe brachte, war die gemeinsame Feindschaft gegen die Fanatiker im katholischen Lager, vielleicht auch das menschlich recht begreifliche Gefühl der Sympathie für den Schwächeren, nicht aber eine Hinneigung

zur proteſtantiſchen Lehre. Seine ausgeſprochen politiſche Natur, die immer auf ein feſtes Ziel hinaus will, gibt ſolchen religiös-dogmatiſchen Erwägungen kaum Raum.

Wir haben Fancans Stellung zu den hauptſächlichſten Fragen der Zeit hier zu veranſchaulichen geſucht, wobei es uns weniger auf die Einzelheiten als vielmehr darauf ankam, zu zeigen, daß ſeine Gedanken aus einem in ſich geſchloſſenen und ſeines Zieles ſich genau bewußten Geiſte heraus geboren ſind, daß die einzelnen Züge ſich wohl zu einem harmoniſchen Bilde vereinigen laſſen. Den Eindruck gewinnen wir vor allem, daß ſein Denken ein durchaus ſelbſtändiges und daher keiner Beeinfluſſung zugänglich iſt.

Richelieu würde Charakterfeſtigkeit bei ſeinem Mitarbeiter für keinen Fehler gehalten haben — wenn ſie in ſein eigenes politiſches Syſtem voll hineingepaßt hätte. Aber die Betrachtung von Fancans politiſchen Ideen zeigte uns doch auch, wie weit ſeine Anſicht über eine der wichtigſten Fragen von der Richelieus abwich, wie ſehr Fancans Milde und verſöhnliche Beurteilung des Hugenottenproblems von der ſchroffen und feindlichen Geſinnung des Kardinals ſich unterſchied. Als Katholik und als Staatsmann wünſchte Richelieu die Vernichtung der hugenottiſchen Selbſtändigkeit; ſtand der Katholik der proteſtantiſchen Lehre durchaus feindſelig gegenüber, ſo hielt der Miniſter alle nationalen Einigungsverſuche für illuſoriſch, ſo lange die Hugenottenplätze noch dem König Trotz bieten konnten. Die Möglichkeit, ſich dem ſtaatlichen Aufſaugungsprozeß noch länger zu widerſetzen, mußte ihnen genommen werden.

Andere Fragen hatten ſich zu Beginn ſeines Miniſteriums in den Vordergrund gedrängt, aber der Plan war deswegen nicht aufgegeben. Dieſer Aufſchub allein hatte es möglich

gemacht, daß Fancan in ſolch intime Beziehungen zu Richelieu treten konnte; ſolange die äußeren Schwierigkeiten die geſamten Kräfte aller national Denkenden in Anſpruch nahmen, konnten und mußten zwei Naturen, die über das Ziel der auswärtigen Politik Frankreichs ſich völlig eins waren, zuſammengehen; die Beziehungen zwiſchen beiden mußten ſich notwendigerweiſe ändern, ſobald die Hugenottenfrage und die Notwendigkeit einer Löſung derſelben wieder in den Vordergrund trat.

Während der Reiſe Fancans nach München noch erfolgte jener Losbruch der hugenottiſchen Führer Rohan und Soubiſe, welcher den Beginn des neuen Bürgerkrieges bedeutete.

Zu einer Billigung dieſer Aktion der hugenottiſchen Großen zu gelangen, iſt ebenſo ſchwer wie zu einem Verdammungsurteil. Verſtehen können wir auf alle Fälle, daß die durch allerhand Chikanen und rigoroſe Auslegungen des letzten Friedensediktes gereizte und gegen das Regime Richelieus überhaupt mißtrauiſche Hugenottenpartei mit der Fortnahme der königlichen Schiffe einen glücklichen Schlag zu führen und ſich eine feſtere Poſition zu erobern hoffte. Anderſeits zeugt es doch wieder von einem gewaltigen Überwiegen partikularer Beſtrebungen und dem Mangel jedes großen nationalen Geſichtspunktes, wenn die Hugenotten zu einer Zeit, wo die auswärtigen Verhältniſſe ſchon eine ungewöhnliche Aufmerkſamkeit und Teilnahme verlangten, nun ihrer Regierung noch die Laſten eines inneren Krieges aufluden; ja, mit der Annahme, daß ſie in vollſtändiger Kenntnis der geſpannten äußeren Lage dieſen Faktor als einen für ſie günſtigen inſoweit in Rechnung gezogen haben, als ſie auf größere Nachgiebigkeit der Regierung hofften, dürfte man ihnen kaum Unrecht tun.

Die Rechnung war aber verkehrt; wohl fühlte Richelieu

die ungeheure Schwierigkeit und Gefahr klar heraus, nach zwei Seiten hin die Kräfte, nicht zum wenigſten die finanziellen Kräfte dermaßen zu zerſplittern, mit der Fortſetzung der antihabsburgiſchen Politik ein bewaffnetes Vorgehen gegen die rebelliſchen Landsleute zu vereinigen; aus dem Bewußtſein dieſer Schwierigkeit aber erklärt ſich auch ſeine maßloſe Erbitterung gegen die Hugenotten. Hatten dieſe alſo auf Nachgiebigkeit gerechnet, ſo ging vielmehr des Kardinals Entſchluß dahin, die ſtaatliche Autorität mit aller Macht durchzuſetzen.

Die halb durch Drohungen, halb durch Verſprechungen erlangte Unterſtützung Hollands und Englands bewirkte dann auch einen Erfolg der königlichen Waffen ſoweit, daß die Hugenotten mit Friedensunterhandlungen beginnen mußten.

Sollte man ſich darauf einlaſſen oder die einmal errungene Poſition ausbeuten und die hugenottiſche Macht endgültig brechen?

Dieſe Frage mußte ſich Richelieu jetzt vorlegen, und die Entſcheidung fiel um ſo ſchwerer, als die bis dahin ziemlich gedämpften Parteileidenſchaften jetzt neu aufloderten und ihn in dieſem oder jenem Sinne mit fortzureißen ſuchten.

Sehen wir ganz ab von jenen „Eiferern", den Bérulle und Marillac, welche auf Zuſammengehen mit Spanien und Niederwerfung der Hugenotten drängten, ſo fanden ſich auch durchaus national denkende Männer, welche ein bedingungsloſes Nachgeben gegenüber Spanien weit von ſich abweiſend, doch den Gedanken zum Ausdruck brachten, daß man unter voller Aufrechterhaltung der franzöſiſchen Ehre und Intereſſen eine einſtweilige Übereinkunft mit Spanien verſuchen und die freigewordenen Kräfte mit gegen die Hugenotten verwenden ſolle. Das leitende Prinzip dieſer Männer, zu denen man in erſter Reihe Pater Joſeph rechnen kann, hat

trotz seiner Betonung des katholischen Standpunktes mit dem Internationalismus bezw. der Vorliebe für Spanien der „Eiferer" nichts zu tun, die Grundgedanken über die auswärtige Politik haben sie vielmehr mit den „bons francais" gemeinsam.[44]

Was nun der letzteren Stellungnahme in der inneren Krise betrifft, so wurde ihnen die Entscheidung ohne Zweifel recht schwer. Die Eröffnung der Feindseligkeiten war von hugenottischer Seite ausgegangen, und bei voller Berücksichtigung aller ihr Vorgehen erklärenden und vielleicht auch entschuldigenden Umstände mußte doch dieser Akt, der die Erfolge der äußeren Politik stark in Frage stellte, als ein im höchsten Maße unpatriotischer empfunden werden. Hatten die bons francais also als national Empfindende keinen Grund und kein Recht, die von der Regierung den Hugenotten gegenüber eingenommene Haltung anzugreifen, so entsprach es doch ihren politischen Grundanschauungen, daß sie auf eine schnelle, durch beiderseitiges Entgegenkommen zu erreichende Einstellung der Feindseligkeiten hinarbeiteten und, nachdem von den Hugenotten die Initiative zu Verhandlungen ergriffen war, der Regierung ein Eingehen auf die Friedensverhandlungen aufs dringendste empfahlen.

Mit ganz besonderer und steigender Anteilnahme verfolgte Fancan den Verlauf des Konfliktes. Über die Empfindungen, welche dieser Wiederausbruch des Bürgerkrieges in ihm ausgelöst hatte, können wir nicht im Ungewissen sein;

[44] In recht übersichtlicher Form kommt ihr System zur Darstellung in eine Schrift: „Le Catholique d'État, ou Discours politique des Alliances du Roy très chretien contre les calomnies de son État, Dedié au Roy par le Sieur de Ferrier. 1625."

Der Verfasser vereint einen glühenden religiösen Eifer, der keine Toleranz kennt, mit einer ausgesprochenen Abneigung gegen Österreich-Spanien, und der Forderung, die alten Bündnisse aufrecht zu halten.

wir ſahen, wie die ſchmerzhaften Eindrücke der Ligakämpfe ſeine ganze politiſche Entwickelung beeinflußt, wie der Pamphletiſt im Kampfe gegen die Erneuerer der inneren Konflikte ſeine Kraft aufs Höchſte angeſpannt hatte. Kein Wunder, wenn die Ereigniſſe des Frühjahrs 1625, welche eine Wiederkehr jener von ihm ſo gefürchteten Zuſtände herbeizuführen drohten, ihn mit tiefſter Beſtürzung erfüllten, daß ſie die Gedanken und die Tätigkeit des Politikers nun in erſter Reihe in Anſpruch nahmen. Freilich lag ja die Situation diesmal anders; den Anteil an Schuld, welchen die Hugenotten an dem Ausbruch des Kampfes hatten, gab Fancan zu[44a], und dieſe Erkenntnis ſowie die durch die Münchner Reiſe dokumentierte Intimität ſeiner Beziehungen zu Richelieu machten eine Wiederholung jenes gegen die leitenden Männer gerichteten Sturmlaufes unmöglich. Aber eben die jetzige Stellung zur Regierung nicht weniger als die beſte Überzeugung, legten ſeiner offenen Natur die Pflicht auf, die Regierung auf die nach ſeiner Anſicht in einer Fortſetzung und Verſchärfung des inneren Kampfes liegende Gefahr hinzuweiſen und ſie zur Einſtellung desſelben zu bewegen.

In der Verfolgung dieſer Abſicht nun, welche über einen temporären Friedensſchluß hinaus eine dauernde Pazifikation des Landes zum letzten Ziele hat, kommt die Kampfnatur und nicht weniger die Einſeitigkeit des Parteimanns, welcher ſich auf das einmal als richtig erkannte Prinzip feſt verſteift, nach einem anfänglichen Verſuche einer rein ſachlichen Betrachtung zum vollen Durchbruch. Eben der Vorwurf, den viele Gegner der Hugenotten dieſen machten, daß ſie nämlich

[44a] So in einem ſeiner wenigen Pamphlete aus dieſer Zeit, dem gegen die Jeſuiten gerichteten „Miroir du temps passé“ (ſ. Geley), ſowie in dem unter Nr. 321 der Liſte angeführten Memoire, das als ganzes nicht zu unſerer Kenntnis gekommen iſt.

mit ihrer Empörung ſpaniſchen Einflüſſen gefolgt wären und der ſpaniſchen Sache gedient hätten, dient Fancan dazu, die von ihm anfangs zugeſtandene Schuld der Hugenotten nach und nach auf ein Minimum einzuſchränken und mit ſteigender Heftigkeit darauf hinzuweiſen, daß in Spaniens und der mit dieſen eng verbündeten ultramontanen Partei Intrigen die wahre Urſache auch dieſes Bürgerkrieges liege. Immermehr befeſtigt ſich in ihm die Vorſtellung, daß eine von ſpaniſchen Parteileuten und namentlich Jeſuiten gebildete „Kabale“ unter dem «specieux voile de la religion» durch ihre Machenſchaften und Hetzereien den Unfrieden im Lande nähre, dieſe zwecks Vernichtung der Ketzer, jene in der Abſicht, Frankreichs Einigkeit zu erſchüttern, und immer wieder zieht er hieraus den Schluß, daß Frankreichs innere Kämpfe nur dem Intereſſe des ſpaniſchen Königs und des Papſtes dienten.

Zum erſtenmal mit ſeiner Anſicht heraus tritt er in ſeinem, früher für Richelieu in Anſpruch genommenen «Discours sur les affaires présentes fait à Fontainebleau“.[45] Er iſt eine hervorragende Staatsſchrift, wägt alle Momente aufs ſorgfältigſte ab und zeichnet ſich, was gerade bei Fancan hoch anzurechnen iſt, durch eine leidenſchaftsloſe Behandlung der Materie aus. Er faßt den Inhalt in die kurze und klare Frage: Weiterführung des Krieges im Innern und Friede mit Spanien, oder das Umgekehrte? — Bei der

[45] Unter dieſer Bezeichnung hat Gardiner die Denkſchrift unter Papieren des engliſchen Reſidenten Lorkin vom Juli 1625 aufgefunden. Offenbar handelte es ſich nur um eine Abſchrift; denn ein Exemplar, wohl das Original, hat ſich auch in Fancans Papieren gefunden und iſt in dem Inventar unter Nr. 422 analyſiert (Discours sur les affaires pre. en juillet 1625. Faire la paix avec ceux de la Religion, raser le fort, faire la guerre en Allemagne). Publiziert von Gardiner in der Revue historique I, 228ff.

Entſcheidung dieſer Frage verſucht Fancan möglichſt nur den Nützlichkeitsſtandpunkt als ausſchlaggebend hinzuſtellen, ſich jeder Unterſuchung nach Recht oder Unrecht möglichſt zu enthalten.

Dieſer Verſuch, die perſönliche Überzeugung über die Urſachen des Bürgerkrieges nicht geltend zu machen, ſich mit der Tatſache abzufinden und ſie nur als ſolche zu betrachten, mußte Fancan außerordentlich ſchwerfallen; und wir finden auch, daß ſein Temperament, welches zur Parteiergreifung hindrängt, einigemal die ſich ſelbſt geſetzten Schranken der nüchternen Betrachtung überſprungen und an verſchiedenen Stellen die innere Stellung des Verfaſſers zu der vorliegenden Frage in zwar vorſichtiger aber doch deutlicher Form verraten hat. Laſſen wir uns nicht beirren durch die einleitenden Betrachtungen, welche die für die Bekämpfung der Hugenotten ſprechenden Momente anführen[46]; ſie ſind ſicherlich taktiſchen Erwägungen entſprungen, um unter Berückſichtigung der in hohen Kreiſen herrſchenden Anſchauungen den erſten Eindruck der Schrift günſtig zu geſtalten.

Wenn er dann bei der Betrachtung des Verhältniſſes zwiſchen Regierung und Hugenotten ſeine Anſicht in folgende Sätze zuſammenfaßt: „Nul ne met en doubte que les Huguenots ne doivent l'obéissance à Sa Majesté, et que le Roy ne leur doive sa protection par ses Edits. Il fault qu'ils rendent les devoirs a quoy ils sont obligez, et que Sa Majesté entretienne ce qu'elle leur a promis et promettra",

[46] „Commençant par le premier (der Krieg gegen die Hugenotten) on trouvera que la faction des Hugenots est intolérable que la diversité de religion est dangereuse, que l'advantage que le Roy a sur eux est très grande, et partant, que S. M. ne doibt perdre l'occasion d'acheter, d'exterminer l'hérésie."

ſo läßt ſich der Eindruck nicht verſcheuchen, daß der Verfaſſer bei dieſer Hervorhebung der Gegenſeitigkeit in Rechten und Pflichten auch auf die Vergangenheit Bezug nimmt und einer etwaigen Verfehlung der Hugenotten auch ein entſprechendes Verhalten der Regierung an die Seite ſtellt.

Jedenfalls ſoll nun aber die Schrift den Beweis führen, daß eine Fortſetzung des inneren Kampfes, wie er ſich auch entſcheiden würde, durchaus inopportun, ja gefährlich ſei, namentlich in ihrer Wirkung auf die italieniſch-ſchweizeriſchen und deutſchen Verhältniſſe; hier wie da würde Spanien ſeinen Vorteil daraus ziehen. Die Einwürfe jener, welche in der Gewährung des Friedens an die Hugenotten eine Herabſetzung des königlichen Preſtiges erblicken wollen, lehnt er mit dem Hinweis darauf ab, daß ein durch Fortſetzung des Kampfes bedingtes im Stich laſſen der alten Verbündeten den Ruf des Königs weit mehr ſchädigen würde.

Das Schlußergebnis ſeiner Darlegungen iſt nun, die von den Hugenotten geſtellten recht mäßigen Friedensbedingungen anzunehmen und die ganze Kraft auf die auswärtige Politik zu werfen.

Bewegt ſich dieſe Schrift in den Grenzen einer zwar lebhaften aber doch ſachlichen Abhandlung über die Gründe für den Frieden, ſo kommt in der nächſten die in ihr nur angedeutete Überzeugung Fancans, aus auswärtigen Quellen den Urſprung aller inneren Wirren ableiten zu müſſen, ganz unverhüllt zum Ausdruck. Sein „Discours sur le sujet de la paix“[47] bezeichnet offen den Papſt und den König von Spanien als die Anſtifter aller franzöſiſchen Wirren; ſie unterhalten die Faktionen der eifrigen Katholiken und der Unzufriedenen, der eine, um auf unſere Koſten — denn er

[47] France 252, fol. 127. Von Fancans Hand. Denkſchrift.

gibt uns keinen Pfennig Geld dazu — die Ketzerei auszutilgen, der andere, um aus unserer Uneinigkeit Nutzen zu ziehen; das Gedeihen des Landes aber erfordert unbedingt Frieden. — Die Bedingungen nun, welche er als durchaus annehmbar hinstellt, stimmen überein mit den von der Deputation der Hugenotten dem König vorgelegten, nämlich, Rohan und Soubise in königlichem Dienst zu beschäftigen und die konfessionellen Verhältnisse auf den früheren Stand zurückzuführen.

Von größerem Interesse als diese Schrift ist eine sich unmittelbar an sie anschließende: „Bref expédient pour prevenir les bruitz qui se pourraient semer contre la paix et dissiper la faction étrangère". Ihr Aufbau — auf die Basis des im Vorigen durchgeführten Gedankens setzt er eine Eröterung über kirchliche Reformen —, zeigt uns nämlich die Stärke der Überzeugung, mit der er an einen Zusammenhang der politischen Ereignisse mit geistlichen Einflüssen glaubt. Schon ihr Anfang gibt seiner Anschauung über den Ursprung aller inneren Kämpfe in einer Weise Ausdruck, wie sie nicht bestimmter sein kann: „Toutes les guerres de religion que l'on a veu dans la France ont été suscitées et résuscitées par la rencontre des interestz du St. Siege et d'Espagne l'un par déssin de ruiner l'heresie et l'autre d'entretenir cette couronne en guerre civile". Weiter führt Fancan dann aus, daß der Papst die wirksamsten Werkzeuge für seine Bestrebungen in den Klöstern und Orden finde, daß man auf diese also sein Hauptaugenmerk richten müsse und das zumal in dem Sinne, daß die Entstehung neuer Klöster unbedingt verhindert werde. Zu vermeiden sei aber der Anschein, als ob man irgendwie der Förderung des Glaubens nicht günstig gesinnt sei, vielmehr solle der König den Papst bitten, im Interesse der

Kirche und zur Erleichterung der Rückkehr der Ketzer in den Schoß der Kirche eine Reformation der kirchlichen Disziplin anzuordnen; falls der Papst dieses Verlangen nicht billige, „comme de fait il ne l'approuvera non plus que la paix", könne dann der König eigenmächtig Verordnungen über das Verhalten der Geistlichkeit erlassen. Der Erfolg würde ein doppelter sein: Sowohl erleichtere eine Einschränkung der aufhetzenden Tätigkeit der Ordensgeistlichen den Abschluß des Friedens, als auch sei der König gegen jeden Vorwurf religiöser Lässigkeit hinreichend geschützt. — Die Vorschläge gehen dann im Einzelnen dahin, das klerikale Element möglichst vom Hofe fern zu halten, und allen Geistlichen ein gesittetes und ernstes Auftreten auch bezüglich der Kleidung — denn darauf richtet das Volk zumeist seine Aufmerksamkeit — vorzuschreiben.

Dieses Interesse für Angelegenheiten seines Standes macht ja nun dem Kanonikus Fancan alle Ehre; es betätigt sich übrigens in demselben Sinne, in welchem Richelieu einen Versuch zur Besserung der kirchlichen Zustände anstellte.[48] Aber wir haben den Eindruck, als sei es Fancan um diese Reformation an sich recht wenig zu tun gewesen; auch mit diesen Vorschlägen will er nur dem Ziel näher kommen, eine möglichst scharfe Trennung politischer und religiöser Gesichtspunkte durchzuführen, zumal dann geistliche Einflüsse zu beseitigen, wenn sie, wie zur Zeit der Abfassung dieser Schrift, die Beendigung des Bürgerkrieges zu verhindern scheinen; denn der Friede mit den Hugenotten stellt sich doch als das Endziel aller seiner damaligen Schriften dar.[49]

[48] Avenel II, 173/174.

[49] Er selbst bezeichnet als den „vray but" dieser Schrift „de remédier au grand nombre de couvents qu'on a glissé dans la France soubs prétexte de devotion et de religion, et par le moyen desquels l'estranger fait aujourd'hui toutes ses pratiques".

Richelieus Stellung gegenüber den verſchiedenen auf ihn einſtürmenden Vorhaltungen und Bitten iſt recht ſchwer feſtzulegen. Sicher iſt, daß die Forderungen jener, welche auf bedingungsloſe Fortſetzung des Kampfes bis zur Eroberung la Rochelles drangen, infolge des ihnen anhaftenden, jede nüchterne Erwägung ausſchließenden Fanatismus nicht von maßgebender Bedeutung für den Entſchluß des Staatsmanns werden konnten; das gleiche Schickſal hatten aber auch die hugenottenfreundlichen Vorſtellungen Fancans, ſoweit ſie den Gedanken einer dauernden Überbrückung des Gegenſatzes in ſich einſchloſſen. An die Möglichkeit, den Hugenotten ihre bisherige Stellung ohne Gefährdung der nationalen Intereſſen laſſen zu können, glaubte Richelieu nicht, und aus dieſer Erkenntnis zog er den Schluß, den alten Zuſtand zu ändern; es iſt nicht daran zu zweifeln, daß er ſchon damals, im Sommer 1625, den feſten Vorſatz hatte, die hugenottiſche Macht zu brechen, ſobald die Umſtände es erlaubten.

Aber zur Zeit waren ſie nicht derart, daß Richelieu ſeiner Neigung hätte folgen können. Einerſeits hatte für die zur Zeit im Gange befindlichen Unterhandlungen mit dem päpſtlichen Legaten über die Veltlinfrage die franzöſiſche Diplomatie mit der Drohung, den inneren Kampf auf friedlichem Wege zu beenden, das beſte Mittel in der Hand, um von ſeiten der Kurie, welche in dieſem Fall auch die Intereſſen Spaniens vertrat, günſtigere Bedingungen herauszuſchlagen, und Verſuche dieſer Art ſtellte man auch verſchiedentlich an.[50]

Anderſeits brachte die Natur der von Richelieu zur Bekämpfung der Hugenotten eingegangenen Bündniſſe es mit ſich, daß er in ſeinem Vorgehen gegen ſie ſich beſtimmte

[50] Über die Wechſelwirkungen dieſer gleichzeitig geführten Unterhandlungen ſiehe Fagniez, a. a. O., Kap. IV.

Grenzen gezogen sah. Holland und namentlich England hatten doch ihre Unterstützung nur in der Absicht gewährt, Frankreich im Innern die Hände frei zu machen und so auf seine unverminderte Unterstützung in den auswärtigen Kämpfen rechnen zu können; sie wollten Frankreich soweit helfen, daß es unter Wahrung der staatlichen Autorität den Hugenotten einen annehmbaren Frieden diktieren könne, eine völlige Niederwerfung ihrer Glaubensgenossen hätten sie niemals begünstigt. Richelieu kannte diese Gesinnung seiner Verbündeten zu genau, um sich darüber Illusionen hinzugeben; er war aber zur Zeit nicht in der Lage, unter Verzicht auf ihre Marine etwa mit eigenen Mitteln den Kampf erfolgreich weiterzuführen.[51]

Es war die Folge dieser in ihrer Tendenz unnatürlichen Koalition, daß die Bewegungsfreiheit der französischen Regierung gegenüber den eigenen Untertanen gehemmt war, daß der leitende Minister in klarer Erkenntnis dieser Verwickelung sich gezwungen sah, die Einmischung der englischen Gesandten in die Verhandlungen zu dulden und den Gegnern, wenn nicht entgegenzukommen, so doch verhältnismäßig günstige Friedensbedingungen zu gewähren.

Einen recht interessanten Beitrag zu der Auffassung, die man in politischen Kreisen über diesen Entschluß Richelieus hegte, gibt eine Äußerung Bérulles gegenüber dem Nuntius[52]; trifft seine Behauptung, daß man absichtlich den

[51] S. Avenel II, 194, Anmkg. 2.

[52] „Quindi entrò à diermi che il trattato congli Ugonotti era accordato ne punti sostantiali mà nondimeno conceputo e disposto in tal maniera che in tutti i tempi sarebbe facile ò di trovare ò di far cadere i rocellesi in qualche inosservanza, e consequentemente con apparenza di raggione rinnovargli la guerra ad ogni commodo del Rè; soggiunse (Bérulle) che S. M. et i ministri mà particolarmente il cardinal di Ricelieu erano si desiosi di tale rinnovatione e si con-

Vertrag mit den Hugenotten in einer Weiſe formuliert habe, welche ein baldiges Wiederaufleben der Feindſeligkeiten in ſich ſchlöſſe, zu, ſo hätte man für Richelieus Politik der nächſten Jahre die beſte Erklärung. Berückſichtigt man nun, daß Bérulle den faſt ſtändigen Vermittler zwiſchen Richelieu und dem Nuntius abgab, daß er ſeine Informationen aus beſter Quelle bezog, ſo ſcheint die Annahme berechtigt, daß ſeine Behauptung auf eine entſprechende Äußerung des Kardinals ſich ſtützt. Mag nun auch die Möglichkeit zugegeben ſein, daß dieſe Äußerung Richelieus mehr in der Abſicht geſchehen ſei, gewiſſe Vorſtellungen zu erwecken, als daß er eine derartige Skrupelloſigkeit — man möchte ſich noch ſchärfer ausdrücken — beabſichtigt hätte, — ein von ihm ja nicht ſelten angewandtes Mittel —, daß ſie vielleicht gerade auf den Nuntius berechnet war[53]: jedenfalls zeigt ſich doch das Beſtreben, bei den Katholiken den üblen Eindruck ſeines Abkommens mit den Hugenotten zu verwiſchen,

cettosi di buon successo in evento di pace con la Spagna, che per attendere à le imprese domestiche si renderano più facili al componimento de le hesterne; . . . . . ."

Nunz. d. Francia, 403.

Spada über Bérulles Äußerung a. 9. II. 1626.

[53] Wenn wir uns mehr der zuerſt ausgeſprochenen Annahme zuneigen, ſo ſtützen wir uns auf ein im Archiv des Auswärtigen Amtes (France 246, fol. 32—39) befindliches Memoire; es ſtammt entweder von der Hand Richelieus ſelbſt oder der ſeines Sekretärs Charpentier, iſt jedenfalls aus ſeinem Kabinett und trägt einen offiziellen Charakter. — In dieſem Memoire nun erregt der — ſpäter geſtrichene — Schluß unſer ganzes Intereſſe, indem er denſelben Gedanken enthält, dem Bérulle Spada gegenüber Ausdruck gibt: In die Friedensbedingungen mit den Hugenotten ſolche aufzunehmen, welche eine neue Empörung zur Folge haben müſſen; das vom Klerus angebotene Geld ſolle man ruhig nehmen; denn es würde ja bald Gelegenheit kommen, „wo das böſe Verhalten der Hugenotten ſeine Verwendung verlangen werde".

dem katholiſchen Empfinden eine Konzeſſion zu machen. Und er mußte dies Entgegenkommen zeigen, er mußte das katholiſche Prinzip aufs ſtärkſte betonen, wenn er ſein nächſtes politiſches Ziel, die Eroberung la Rochelles erreichen wollte. Worin der Fehler ſeiner letzten Berechnung gelegen hatte, war ihm klar: ein Krieg mit proteſtantiſchen Verbündeten gegen die Hugenotten, gleichzeitig ein Krieg gegen die Vormacht der katholiſchen Orthodoxie, das ließ ſich nicht mit einander vereinigen, die Unnatur dieſer Konſtellation machte einen guten Erfolg unmöglich.

Und aus dieſer Erkenntnis zog er ſeine Folgerung. Das kurze Zeit nach dem Hugenottenfrieden mit Spanien getroffene Abkommen entſprach trotz aller offiziöſer Ableugnungsverſuche ſeinem Wunſche, und war nur möglich geworden durch beiderſeitiges Entgegenkommen, beiderſeitige Beſchränkung der Forderungen auf das im nationalen Intereſſe unumgänglich notwendige.[54] Von derſelben Zeit an verlor das engliſche Bündnis für ihn an Wert, ja, die Überzeugung erwuchs ihm wohl ſchon damals, daß der Kampf gegen die Hugenotten nur im gleichzeitigen Gegenſatz zu England durchführbar ſei. Der leitende Gedanke ſeiner zukünftigen Politik, d. h. ſolange deren Ziel die Einnahme La Rochelles war, mußte ſein, den katholiſchen Standpunkt hervorzukehren, die Kräfte des Katholizismus um ſich zu vereinigen.

Nehmen wir dieſes durchaus verſtändliche Prinzip als die Grundlage von Richelieus Politik der nächſten Jahre an — und die Tatſachen beſtätigen dieſe Annahme —, ſo werfen wir naturgemäß die Frage auf: wie wird ſich jetzt ſein Verhältnis zu Fancan geſtalten?

Die Gefahr, daß der Gegenſatz ihrer Anſchauung ſchon jetzt zum vollen Ausbruch kam, war durch die Einſtellung

[54] Fagniez, a. a. O.

des Bürgerkrieges einſtweilen beſeitigt, und Fancan hat gerade um die Zeit des Friedensſchluſſes, in den erſten Monaten des Jahres 1626 ſich wieder mit regem Eifer den auswärtigen Angelegenheiten gewidmet.

Von beſonderem Intereſſe für dieſe Zeit iſt die bayeriſche diplomatiſche Korreſpondenz, d. h. Berichte des bayeriſchen Agenten Küttner und des Nachfolgers Pater Hyacinths in Paris, des Kapuziners Rota einerſeits, die aus der Münchener Kanzlei hierauf ergangenen Antwortſchreiben und Inſtruktionen andererſeits.[55] Leider reichen ſie nur bis Ende April 1626, folgen ſich aber bis dahin in faſt regelmäßiger recht häufiger Folge, und ſpiegeln die Auffaſſung, mit der man auf bayeriſcher Seite der franzöſiſchen Politik folgte, recht gut wieder.

Für uns kommt ja hauptſächlich in Betracht, was an Urteilen über Fancan und über Fancans Verhältnis zu Richelieu aus ihr zu entnehmen iſt. Es beſtätigt ſich nun vor allem die aus Berichten des Nuntius uns ſchon bekannte Tatſache, daß Fancan mit dem bayeriſchen Vertreter einen recht intenſiven Verkehr pflog; ihre Verhandlungen, die ſich naturgemäß faſt ausſchließlich auf das Verhältnis Bayerns zu Frankreich bezogen, ergänzten die zwiſchen Rota und Pater Joſeph, gelegentlich auch Kardinal de la Rochefoucauld gepflogenen politiſchen Erörterungen. Ebenſo nun wie damals Hyacinth, ſchätzt auch Küttner und dementſprechend ſein Münchner Korreſpondent Fancans Bedeutung ein. Wie oft beruft ſich Küttner auf Fancan als Quelle ſeiner Informationen, wie oft wird er von München aus angewieſen, durch Fancan Bayerns Anſicht in dieſem oder jenem Sinne zur Kenntnis der franzöſiſchen Regierung zu bringen!

[55] Die geſamte, für das Folgende benutzte Korreſpondenz im Münchener Reichs-Archiv, 30jährige Kriegs-Akten, Fasz. XXI, 195.

Gewiß könnte nun dieſer ganz zweifelloſe intime Verkehr Fancans mit dem bayeriſchen Vertreter zu dem Verdacht Anlaß geben, daß dieſes Verhältnis nicht ſo ganz einwandsfrei, daß er durch irgendwelche Bande den Intereſſen Bayerns verpflichtet geweſen wäre. Aber dagegen ſpricht doch ein wichtiger Umſtand. Wohl läßt ſich aus manchen Schreiben ein gewiſſes Vertrauen zu Fancan herausleſen, man glaubt zuweilen durch ſeine Vermittelung die franzöſiſche Politik beeinfluſſen zu können, aber man hört keinen Augenblick auf, ihn in vollem Einverſtändnis mit Richelieu zu wähnen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man in Bayern auf Grund der Küttnerſchen Berichte in Fancan den überzeugten Vertreter von Richelieus Politik ſah, und zwar einen der bedeutendſten. Die häufigen Zuſammenſtellungen ſeiner Perſon mit dem Kardinal, wozu dann häufig noch Pater Joſeph trat, als der Männer, welche die franzöſiſche Politik machten und zwar in ein und demſelben Sinne, geben dieſer Überzeugung vollen Ausdruck.

Nun fand aber dieſe Politik keineswegs den Beifall Bayerns. Gerade um die Zeit des Friedensſchluſſes mit den Hugenotten und mit Spanien betrachtete man in München die Entwickelung der Dinge in Frankreich mit recht bedenklichen Augen. Keines von den beiden Abkommen fand den Beifall Maximilians; den Hugenotten hätte der Jeſuitenzögling gerne eine völlige Vernichtung gegönnt[56], und ferner ſchloß er aus der ihm wohlbekannten Teilnahme Englands an den Friedensverhandlungen auf ein noch engeres zukünftiges Zuſammengehen der beiden Länder.[57]

[56] In einem Schreiben an Küttner (20. I. 1626) wird ſogar der kühne Gedanke erwähnt, dem franzöſiſchen König eine Armada gegen die Rebellen zu Hilfe zu ſchicken; ein anderes vom 10. II. 1626 bezeichnet es als ſchimpflich, daß man mit den Hugenotten Frieden ſchließen wolle.

[57] Küttner weiß am 11. Februar aus „guter Quelle" zu berichten,

Mit recht gemiſchten Empfindungen hatte man auch dem Frieden mit Spanien entgegengeſehen, mit ſauer-ſüßer Miene begrüßte man ihn. Früher, zu Beginn des Veltliner Konfliktes, hatten die bayeriſchen Fürſten nicht ſtark und oft genug ihrem Schmerz über die Entzweiung der beiden katholiſchen Kronen Ausdruck geben können. Jetzt, wo eine Beendigung des Konfliktes ſicher war, trat ſeltſamer Weiſe der katholiſche Eifer Maximilians hinter den politiſchen Inſtinkt, der ihm einen Gegenſatz zwiſchen Frankreich und Spanien als keineswegs den bayeriſchen Intereſſen ſchädlich erſcheinen ließ, merklich zurück. Bayern fürchtete vor allem, daß die durch den Frieden in Italien und in der Schweiz frei gewordenen Truppen nach Deutſchland gewälzt werden könnten, und die durch den Ausbruch des ſogenannten niederſächſiſch-däniſchen Krieges ohnehin ſchon komplizierte Lage noch verſchlimmern würden. Maximilian ſetzte daher alles ein, um, falls der italieniſche Friede zuſtande komme, auch ein für ihn günſtiges Abkommen in Deutſchland zu erlangen; in Rom wirkte Pater Hyacinth in dieſem Sinne, in Paris wurde die Unterſtützung des Nuntius in Anſpruch genommen.

An der Situation in Deutſchland glaubte man aber Frankreich ſchuld, hinter allen Bayern feindlichen Bewegungen vermutete man den Einfluß Frankreichs; die von dieſem an den Dänenkönig und Mansfeld gezahlten Subſidien waren eine Quelle unaufhörlicher Beſchwerden und eines nicht zu überwindenden Mißtrauens.

Gegen dieſe Intrigen Frankreichs glaubte man ſich nun am wirkſamſten zu ſchützen durch beſtändiges und immer

---

daß England an Richelieu das Verlangen gerichtet habe, den Pfälzer jetzt mit Gewalt reſtituieren zu helfen, und daß R. dieſem Verlangen durch ein mündliches, nicht ſchriftliches, Verſprechen nachgekommen ſei; Küttner meint, man könne wohl daran glauben.

dringenderes Wiederholen jener in Frankreich wirksamsten Drohung einer Verständigung mit Spanien, im besonderen hier einer Beschickung der von Spanien nach Brüssel einberufenen Konferenz. In fast sämtlichen Anweisungen von Anfang des Jahres an werden die Vertreter in Paris beauftragt, mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß das Verhalten Frankreichs[58] Bayern zwinge, Anschluß an Spanien zu suchen, und zuweilen nimmt dieser Hinweis fast die Form eines Ultimatums an.[59] Bayern war es naturgemäß mit dieser Drohung in ihrer ganzen Bedeutung nicht ernst; die tatsächliche Sympathie für Spanien war recht gering — man spricht es in dieser Korrespondenz auch offen aus —, aber sie schien die einzige Möglichkeit zu bieten, Frankreich gegenüber die bayerische Freundschaft im Werte steigen zu lassen, die feindliche französische Politik in andere Bahnen zu lenken.

Als verantwortlich für diese, Bayern abgeneigte Politik galt aber Richelieu; das ihm zu Beginn seines Ministeriums von Maximilian entgegengebrachte Vertrauen hatte sich ins gerade Gegenteil verwandelt. Die uns vorliegenden Schriftstücke bedenken ihn mit Bezeichnung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Es fehlt nicht an Vergleichen zwischen ihm und dem Teufel[60], auch als „Unmensch", als Mann ohne „Treu, Glauben und Devotion" wird er wohl bezeichnet; alle seine Verhandlungen und Versprechungen sind

[58] Es muß betont werden, daß die aus Paris in München eintreffenden Vermutungen oder auch Behauptungen über Frankreichs Pläne bezüglich Deutschlands über das Tatsächliche weit hinausgingen, aber auch in dieser, oft geradezu abenteuerlichen Form ihren Eindruck auf das mißtrauische Gemüt Maximilians nicht verfehlten.

[59] So an Küttner am 10. II. 1626.

[60] Mehr als einmal ist er der „Richelianisch Teifl", ein andermal der „Atheus und instrumentum Diaboli, der Mensch und Steine aufweicht"; auch die Königin-Mutter „dependiert vom Teifl".

Liſt und Perfidie. Dieſe an ſich ja unwichtigen Bemerkungen haben für uns Bedeutung, weil ſie die Auffaſſung von Richelieus Perſon und Politik auf bayeriſcher Seite charakteriſieren; ſie ſind von höchſtem Intereſſe für uns, da man dort, wie wir ſahen, Richelieus Anſchauung auch bei Fancan vorausſetzte, und wir hiermit für die Beurteilung, welche Fancan als Politiker bei jenen fand, einen Anhalt haben. Der Vorſtellung muß und kann mit Entſchiedenheit entgegengetreten werden, als habe man in München in Fancan einen unbedenklichen Vertreter und Verteidiger der bayeriſchen Intereſſen zu haben geglaubt.

Ganz ähnlich wie bei Richelieu hatte man ihm gegenüber ſein Urteil ſeit dem Sommer 1624 merklich geändert; die Folge davon, daß man ihn ſo untrennbar mit dem Kardinal verbunden glaubte, war die, daß mit dem Beginn der dieſem entgegengebrachten Abneigung auch das Mißtrauen gegen Fancan ſich unverhohlener als je bemerkbar macht. Schon im Dezember 1625 wird einmal dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß Pater Joſeph und Fancan „ein gleiches Paar falſcher Diener des falſchen Kardinals" ſeien. Am 20. Januar 1626 heißt es: „Pater Joſeph et Fancan et Richelieu ein drits gleich, es kont der Teifel nit beſſere .... zuſammen vereinen", und ganz ähnlich am 14. April 1626, in einem Schreiben Jochers an Rota: „Fancan, Pater Joſeph und Richelieu ein richtiges Trio von gleichem Wert, und wenn der eine ein Teifl iſt, iſt der andere nicht weniger".

Dieſe drei Äußerungen über Fancan, die durch ähnliche gelegentlich hingeworfene noch reichlich ergänzt werden[61],

[61] . . . Es reimbt ſich nit, Ihrer Churfl. Dl. alle zeit gute wal (Worte?) zu geben, yzt dis dan dis vorzuſchlagen, ſich zu vile zu erbieten, darneben den offendichen (öffentlichen?) Feinden mit geld rath und that zehelffen, ſie zu inflamieren und ſelbſt gar in Teitſchland ein zufahlen. Dis

paſſen doch kaum in die Annahme hinein, daß Fancan in bayeriſchen Dienſten geſtanden habe; würde man ihn in dieſem Falle mit Richelieu, den man, wie wir ſahen, als die Quelle alles Übels anſah, in dieſen engen Zuſammenhang gebracht haben? Klingt die gleichzeitige Nennung dieſer drei Namen ſo, als ob man es mit einem bezahlten Agenten, mit einem Landesverräter zu tun zu haben glaubte?

Wir lehnen dieſe Annahme entſchieden ab. Wir können jenem von Fancans Anklägern zu ihrer Unterſtützung herangezogenen Briefbefund[62] dieſen Momenten gegenüber keine Beweiskraft erkennen. Fancan war ſicher nicht beſtochen, die Urteile eben jener Seite, welche dafür in Betracht kommt, ſcheiden die Möglichkeit aus.

Eine andere Frage iſt nun, ob dieſe Urteile das tatſächlich Richtige getroffen haben, ob man wirklich berechtigt war, die drei Männer als eines Sinnes anzunehmen.

Was zunächſt Fancan und Pater Joſeph angeht, ſo konnte von einer Harmonie zwiſchen ihnen beiden niemals geſprochen werden; ihre Anſchauungen trennten ſich vollſtändig, ſoweit religiöſe Geſichtspunkte in Frage kamen, ſie hatten auf politiſchem Gebiete viel Gemeinſames, aber noch mehr Verſchiedenes. Dazu kam das intime Verhältnis beider zu Richelieu, wobei eine gewiſſe Eiferſucht, die vielleicht, bei

ſein Sachen, die nit zuverbergen und ſol Fancan Richelieu, P. Joſeph uol glaben, daß man nit ſo khindiſch, oder daß man ſich alſo bey der naſen von den franzoſen uerde herumben führen laſſen. wir gehen aufrecht Teitſch redlich, aber was ſie Im ſchilt führen, daz wais Gott und die Welt."

An Küttner, d. 23. III. 1626.

[62] Pacquet de plusieurs papiers et lettres concernants le maniement de 36 mil livres pour le baron de Rechem. Entre lesd. papiers il y a une quittance du baron de Rechem de 45000 de maniement qu'avait eu le Sr. Fancan.

Liſte Nr. 605. Hanotaux' Hauptargument.

Fancan jedenfalls, mehr um die Überzeugung als um die Perſon des Kardinals kämpfte, ganz natürlich war.[63]

Und Fancan und Richelieu? — War ihr Verhältnis noch derart intim, wie es jene Beobachter vorausſetzten? Gewiß, Fancan hätte in der tatſächlichen Beendigung des inneren Krieges eine Wirkung ſeiner Ratſchläge erblicken, hätte glauben können, ſeine Grundſätze vom Kardinal gebilligt und geteilt zu ſehen, wenn nicht das darauf folgende Abkommen mit Spanien dieſe optimiſtiſche Auffaſſung ſchon hätte erſchüttern müſſen.

Wir brauchen den Beobachtungen der fremden Diplomaten nicht ihre ſubjektive Richtigkeit abzuſtreiten, Fancan vertrat ihnen gegenüber lediglich den franzöſiſchen Standpunkt, d. h. den des leitenden Miniſters, und hätte ſie eine zwiſchen ihm und jenem beſtehende Differenz nicht ahnen laſſen, nach wie vor ordnete er in der Praxis ſich höheren Wünſchen willig unter.[64] In ſolchen Fällen arbeitete er auch wohl mit Pater Joſeph Hand in Hand; beiſpielsweiſe ſucht

---

[63] Der Nuntius bezeichnet einmal Fancan und Joſeph als „Teile eines Ganzen", fügt aber hinzu, ſie paßten nicht gut zuſammen.

[64] In bayeriſchen Berichten tritt ſogar die beſtimmte Behauptung auf, daß Fancan im April 1626 nach England geſchickt worden ſei, um dort über die pfälziſche Frage zu verhandeln; er ſei deswegen ausgeſucht, weil er bereits früher mit Carlisle (außerordentl. engl. Botſchafter) verhandelt habe und man einen günſtigen Empfang für ihn annehme. — Am 11. April kündet Küttner dieſe Reiſe an, ein aus München geſchicktes Schreiben ſetzt Fancans Anweſenheit in England voraus und knüpft daran die beliebte Kritik, daß er dort dem Teufel diene, nicht Gott. Als Beſtätigung dieſer Nachricht haben wir eine Bemerkung Spadas (Francia 403, fol. 161), die aber erſichtlich auf eine Mitteilung Küttners zurückgreift und daher ein neues Beweismoment nicht bringt. Andere Quellen ſchweigen vollſtändig, auch die Depeſchen der franzöſiſchen Botſchafter in London bringen keinen Hinweis. Die Reiſe muß alſo wohl in Zweifel gezogen werden.

Joseph einmal Rota dadurch einzuschüchtern, daß er eine Einigung Frankreichs und Spaniens über die deutsche Angelegenheit mit Umgehung Bayerns in Aussicht stellt[65], und dasselbe Manöver versucht zur selben Zeit Fancan gegenüber Küttner.[66] — Aber es ist sicher, daß er sich dieser, mehr oder weniger selbständigen Tätigkeit, die ihn fast ausschließlich mit bayerischen Angelegenheiten in Berührung brachte, nicht mehr mit derselben Freudigkeit unterzog; denn seit dem Frieden mit Spanien fehlte ihm die nun einmal notwendige feste Überzeugung von dem richtigen Gang der französischen Politik überhaupt. Mit jenem Abkommen sah er die altfranzösische Tradition, welche mit Spanien als ihrem steten Gegner rechnete, gebrochen, seither glaubte er vor allem nicht mehr an eine Beständigkeit des inneren Friedens. Die Möglichkeit liegt recht nahe, daß die wahren Absichten Richelieus, deren letztes Ziel ja einstweilen die Wiederaufnahme der Hugenottenkämpfe war, ihm wohl bekannt gewesen sind; neben dem unablässigen Bemühen, die Notwendigkeit der inneren Einheit darzustellen, klingt nämlich auch aus vielen seiner Schriften von nun an eine Art Nervosität heraus; er hatte wohl das Gefühl, daß seine politischen Auffassungen mit denen der ausschlaggebenden Persönlichkeiten sich nicht mehr deckten.

Eine schmerzliche und bittere Entdeckung für ihn, der von der Richtigkeit seiner Auffassung fest überzeugt war, der ferner einen Gegensatz zwischen sich und jenem Mann heranreifen sah, dem er selbst den Weg zur Macht geebnet, dem er bis jetzt seine Kräfte zur Verfügung gestellt hatte. — Für einen Durchschnittscharakter hätten sich in dieser Lage zwei Wege als die nächstliegenden geöffnet: entweder

[65] Küttner nach München, 18. IV.

[66] Spada nach Rom (Francia 403, fol. 188), April 1626.

ſeine Überzeugung zum Opfer bringen, der Gefahr eines Zuſammenſtoßes mit dem Mächtigeren dadurch aus dem Wege gehen, daß man den Widerſpruch aufgab, ſich fügte, oder aber, ſich der Oppoſition in die Arme werfen, im Bunde mit allen dem Kardinal feindlichen Elementen einen offenen oder verſteckten Kampf gegen ſeine perſönliche Stellung aufnehmen.

Gerade dieſes letztere Mittel hätte um ſo mehr zu einem Verſuche reizen können, als damals ein ſtarkes Intrigenſpiel gegen Richelieu im Gange war und die Stellung des Kardinals aufs äußerſte gefährdete. Hervorgegangen war es aus der Oppoſition gegen die von Richelieu geplante Vermählung des mutmaßlichen Thronfolgers mit der Prinzeſſin von Montpenſier. Fürchtete die Gruppe der Prinzen von Geblüt durch dieſe Verbindung — die Dame gehörte dem guiſiſchen Hauſe an — eine Benachteiligung und Zurückſetzung der bourboniſchen Intereſſen, richtete ſich alſo ihre Abneigung ausſchließlich gegen die Perſon der in Ausſicht genommenen Dame, ſo erweckte die Abſicht, Gaſton überhaupt zu vermählen, die Eiferſucht jener, welche bis dahin den meiſten Einfluß auf den Prinzen beſeſſen hatten, hauptſächlich ſeines Gouverneurs Ornano. Um dieſen Mittelpunkt herum fanden ſich nun alle die Elemente zuſammen, denen die Poſition des Kardinals an ſich aus irgend einem Grunde unbequem oder unſympathiſch war; ſie alle zuſammen bildeten den ſogenannten „parti de l'aversion“ und machten Richelieu in der Tat ſo viel zu ſchaffen, daß er ſich bereits mit Rücktrittsgedanken trug. Hätte alſo Fancan danach geſtrebt, dem Kardinal Oppoſition zu machen, eine beſſere und ungefährlichere Gelegenheit, als ſich dieſer Koalition anzuſchließen, hätte er kaum finden können. Er macht von ihr keinen Gebrauch, vielmehr iſt er es, der in nachdrücklicher Weiſe

die Regierung zur Zerstreuung der oppositionellen Klique auf=fordert.

Eine aus dem Frühjahr 1626 stammende Schrift: „Sur les affaires présentes“[67] beschäftigt sich hauptsächlich mit den die Sicherheit des Staates gefährdenden Kabalen; der Verfasser legt dar, daß ein entschiedenes, scharfes Vorgehen einzig angebracht, daß ein Personalwechsel auf vielen wich=tigen Stellen notwendig sei. Fancan erkennt ganz klar, daß die Opposition in der Person des Thronfolgers ihre wirk=samste Waffe hat, daß also Gaston zunächst ihrem Einfluß entzogen, sein Gouverneur Ornano unschädlich gemacht werden muß; an des letzteren Stelle soll ein zuverlässiger, aber nicht allzubedeutender Edelmann treten, der König und der Kar=dinal dem Prinzen freundliches Entgegenkommen zeigen. Das Grundprinzip der Regierung überhaupt müsse sein, alle der Kabale zuneigenden Elemente aus der Regierung, namentlich dem Konseil, zu entfernen und nur Männer, deren königs=treuer Gesinnung man sicher wäre, zu den wichtigen Ämtern zuzulassen. Fancan beschränkt sich hierbei nicht auf Forde=rungen allgemeiner Natur; vielmehr trägt er kein Bedenken, die hohen Beamten, deren Entlassung ihm besonders notwendig erscheint, zwar nicht namentlich — er gebraucht in dieser Schrift überhaupt nur fingierte Namen oder Chiffren — aber durch nähere Bezeichnung ihrer Ämter zu nennen, ebenso die, welche ihm den geeignetsten Ersatz zu bieten scheinen. — Der zweite Teil der Denkschrift richtet sich dann gegen die

[67] France 787, fol. 32—35. Von fremder Hand ist auf das Schrift=stück hinten geschrieben „Fancan“, sowie als Datum 1627. — Der Inhalt der Schrift läßt aber auf das Frühjahr 1626 als Zeit der Abfassung schließen; sie muß zwischen dem Hugenottenfrieden (Februar) und der Verhaftung Or=nanos (Mai) gesucht werden. In das Jahr 1626 datiert auch Nr. 326 der Liste die Denkschrift.

Jeſuiten; bei der uns bekannten Neigung Fancans, ſtets einen Zuſammenhang zwiſchen allen gegen die Einheit und Sicherheit des Staates gerichteten Bewegungen einerſeits, ſpaniſchen und klerikalen Machenſchaften anderſeits zu ſuchen, erſcheint uns dieſe Gedankenfolge nicht wunderbar. Er ſelbſt motiviert ſie auch damit, „que la Caballe estrangère et intestine n'a autre apuy et n'agit que par l'entremise des Zins (Jeſuiten)", eine Anſchauung, die durch die jeſuitiſchen Quertreibereien und Verhetzungen des letzten Winters allerdings nur hatte geſtärkt werden können. Jene gegen die franzöſiſche Regierung, vor allem Richelieu gerichteten Schmähſchriften, die aber, wie namentlich die berüchtigte „Admonitio" auch an Verunglimpfungen und Schmähungen des Königs es nicht fehlen ließen, waren ohne jeden Zweifel jeſuitiſcher Herkunft, wenn auch die Perſon der Autoren nicht ganz feſtgeſtellt war. Hervorgerufen waren ſie durch die angeblich hugenottenfreundliche Politik der Regierung, als deren Seele man Richelieu mit ſolcher Überzeugung anſah, daß man ihn mit dem Spottnamen eines „Kardinals von la Rochelle" bedachte. Naturgemäß riefen die Bücher große Empörung hervor, Parlament und Sorbonne, die traditionellen Feinde der Jeſuiten zögerten denn auch nicht, mit allen ihnen zur Verfügung ſtehenden Mitteln den jeſuitiſchen Angriff zurückzuweiſen. An die Verurteilung des zuletzt erſchienenen Buches dieſer Art, Santarellis „De potestate summi Pontificis" knüpft nun Fancan ſeine Auslaſſungen an. Sie ſtellen nichts geringeres als die Grundzüge der von ihm gewünſchten Kirchenpolitik dar, und behandeln hauptſächlich das Verhältnis zwiſchen Staat und Jeſuiten. Unangebracht erſcheint ihm nun vor allem die Hoffnung, die Jeſuiten durch nachſichtige Behandlung gewinnen und der ſtaatlichen Autorität unterordnen zu können, er empfiehlt viel-

mehr eine rücksichtslose Haltung, welche selbst vor einer Austreibung des Ordens nicht zurückschreckt, und meint die Behauptung aufstellen zu können, daß die Jesuiten nur dann gegen das französische Königtum geschrieben hätten und schreiben würden, wenn sie im Lande geduldet würden und nichts zu fürchten hätten.[68] Vermeiden will er aber hier wieder den Schein, als beabsichtige man mit dem Einschreiten gegen die Jesuiten eine Beeinträchtigung der Religion, und in dieser Berechnung scheut Fancan auch vor einer wenig ehrlichen Taktik nicht zurück. Um nämlich einen Beschluß des Parlaments, welcher den Jesuiten auf gewisse Zeit Beichte und Unterricht untersagt, auch formell zu rechtfertigen, fordert er den König auf, das Parlament anzuweisen, von den in Paris ansässigen Jesuiten die unterschriftliche Anerkennung des von der Sorbonne erlassenen, recht strengen Urteils energisch zu verlangen, anderseits eben diesen Jesuiten durch eine dritte Person heimlich raten zu lassen, die Unterschrift zu verweigern; habe man so eine Bestrafung hinlänglich motiviert, brauche man das Gerede des Volkes nicht zu fürchten. Ein recht skrupelloser, doppelzüngiger Vorschlag, und nur verständlich und entschuldbar durch die in Fancan unzerstörbare Überzeugung, daß das jesuitische Prinzip mit dem Staatsgedanken unvereinbar sei, sein Einfluß mit jedem Mittel bekämpft werden könne und müsse.

In gewissem Sinne teilte diese Überzeugung ja auch der Kardinal, aber den radikalen Forderungen Fancans Folge zu leisten, verbot ihm die Rücksicht auf seine zur Zeit recht unsichere Stellung, indem er sich nicht die Todfeindschaft der jesuitenfreundlichen, nicht unbedeutenden Hofpartei zuziehen wollte, verboten ihm aber vor allem seine politischen Zukunfts-

[68] Dazu eine Randbemerkung: „Cette société est timentibus Leo, audentibus Lepus".

pläne. In dieſer ganzen Angelegenheit nahm Richelieu daher auch einen vermittelnden Standpunkt ein; perſönlich in dieſen Büchern angegriffen, ein überzeugter Bekämpfer jener von Santarelli gepredigten Suprematie des Papſttums, konnte er ſich doch nicht dazu verſtehen, nun ganz und gar auf die Seite der erbitterten Jeſuitenfeinde zu treten und namentlich das Pariſer Parlament bedingungslos zu unterſtützen. Die vermittelnde Rolle, welche er in den Streitigkeiten über die Jeſuitenſchriften, namentlich auch über die Zenſur des Biſchofs von Chartres bezüglich der „Admonitio" einnahm[69], hatte er in der Abſicht übernommen, einerſeits die klerikalen Kreiſe zu verſöhnen, anderſeits das Selbſtbewußtſein des Parlamentes ein wenig zu dämpfen.

Dieſe beiden Tendenzen, deren erſte die ganze Politik Richelieus in der nächſten Zeit durchzieht, mußten auf ſein Verhältnis zu Fancan recht abkühlend wirken, und die Veränderung konnte durch nichts klarer zum Ausdruck kommen, als daß der von Fancan in der eben betrachteten Schrift am meiſten bekämpfte Staatsmann zu einem der wichtigſten Staatsämter erhoben, daß Michel Marillac, der bisherige Finanzminiſter, zum Großſiegelbewahrer ernannt wurde. — Ein anderes Moment, eine Meinungsverſchiedenheit über eine weniger prinzipielle Frage kam hinzu, um die beiden einſtigen Kampfgenoſſen noch mehr zu entfremden. Es handelt ſich um jene von uns bereits erwähnte Vermählung Gaſtons von Orleans mit der Prinzeſſin von Montpenſier, die, noch eine Lieblingsidee des verſtorbenen Königs, von Maria Medici aufs eifrigſte erſtrebt wurde. Richelieu hat dem Plan anfangs recht kühl gegenübergeſtanden, dann aber dem Drängen der Königin-Mutter nachgebend ſich desſelben ange-

[69] Memoires de Richelieu (ed. Petitot) III. p. 18ff.

nommen und ihn, als er einmal beſchloſſen war, aufs energiſchſte betrieben. Wir ſahen bereits, auf welchen Widerſpruch dieſes Projekt ſtieß, welchen verwickelten Intrigen es Anlaß gab. Zu denen nun, welche dieſe Heirat aus ſachlichen Gründen nicht wünſchten, gehörte auch Fancan. In einer ausführlichen Schrift „Considérations sur le mariage de Monseigneur frère du Roy“[70] ſpricht er nach Berückſichtigung aller in Frage kommenden Geſichtspunkte ſich dahin aus, daß die Verbindung Gaſtons mit der Prinzeſſin von Montpenſier dem ſtaatlichen Intereſſe nur ſchädlich ſein könne. Nehmen wir aus der Menge der von ihm angeführten, dagegen ſprechenden Momente nur heraus, daß er auf die nahen Beziehungen der Dame zur Familie Guiſe den größten Nachdruck legt, und von dem Abſchluß der Heirat eine Förderung des Hauſes Lothringen erwartet.

War es nun in der Tat dieſes Bedenken allein, welches Fancan zu einem Gegner des Projektes machte, oder bedeutet ſeine Abneigung, daß er jenem großen „Parti de l'aversion“ doch auch naheſtand? Eins könnte dafür ſprechen: ſeine langjährigen intimen Beziehungen zu dem Grafen von Soiſſons, eben jenem Prinzen, welcher außer der Betonung des Bourboniſchen Parteiſtandpunktes noch perſönliches Intereſſe daran hatte, die Vermählung zu hintertreiben, indem er ſelbſt Abſichten auf jene Dame hatte. Wir ſind der feſten Anſicht, daß Rückſicht auf den Wunſch eines Mitgliedes der Familie, mit der er ſtets gute Beziehungen gepflogen hatte, auf Fancans Stellung gegenüber dem Plan Richelieus von Einfluß geweſen iſt, daß ſeine Bemühungen, ihn zu verhindern, von der Erwägung, dem Grafen einen perſönlichen

[70] France 782, fol. 237—39. Liſte, Nr. 375. Wie eine Beiſchrift ſagt: „envoyé à Mr. le Card.al de Richelieu le 19. Juillet, ... monstré au Roy deux heures après l'avoir receu“

Gefallen zu erweiſen, ſicherlich mit geleitet worden ſind.[71] Aber weiter zu gehen, und nun Fancan der Anteilnahme an den dem Heiratsprojekt entſproſſenen Intrigen zu beſchuldigen, vermögen wir nicht.[72] Es wäre denn doch die größte Abgeſeimtheit und Schauſpielerei geweſen, wenn Fancan als Mitglied der „Kabale" eben dieſe Kabale in ſo ſcharfer Weiſe angegriffen hätte, wie er es in der vorhin behandelten Schrift tat, wenn er mit ſolcher Entſchiedenheit die Entfernung Ornanos, eben der treibenden Kraft jener Koalition, gefordert hätte! Würde er ferner nicht, wenn er lediglich aus Neigung zum Intrigieren gegen die Heirat geweſen wäre, aus taktiſchen Gründen ſeinem Ziele beſſer auf heimlichen Wegen zugeſtrebt als mittelſt einer, an den Kardinal perſönlich gerichteten Denkſchrift ſeine Überzeugung ſo unerſchrocken zum Ausdruck gebracht, ihm geradezu abgeredet haben? Die pſychologiſchen Erwägungen können doch nicht ganz beiſeite gelaſſen werden, wenn es gilt, mit dürftigem Material über eine wichtige Frage zu entſcheiden, und dieſe Erwägungen laſſen unſerer Anſicht nach nicht zu, Fancan hier niedriger Machenſchaften zu beſchuldigen; die ſachlichen Bedenken, welchen er Ausdruck gab, haben ſicherlich ſeiner inneren Überzeugung entſprochen, und daß auch Richelieu keineswegs von Bedenken ähnlicher Art freigeweſen iſt, ergibt ſich ganz zuverläſſig aus dem von ihm dem König gehaltenen und auch in die Memoiren übernommenen Vortrag über das Für und Wider dieſes Planes.[73] — Aber das Für trug in ſeinen Er-

[71] S. die in der Liſte unter Nr. 996, 1008, 981, 982 angeführten Briefe, welche von Fancans Intereſſe an der Sache Zeugnis ablegen.

[72] G. Fagniez legt in ſeiner Beſprechung des VI. Bandes von Laviſſes „Histoire de France" (Journal des Savants, September 1905) auf die Rolle Fancans in dieſer Angelegenheit großes Gewicht und beurteilt ihn hieraus als einen „fauteur de complots".

[73] Avenel II. 226ff.; Memoires III. 94ff.

wägungen den Sieg davon, kurze Zeit nachdem Fancan seine Vorstellungen dem Kardinal übermittelt hatte, wurde die Vermählung vollzogen.

Es gehörte eben bereits die von uns angedeutete, mehr latente als schon zum Bewußtsein gekommene Spannung zwischen dem Minister und seinem früheren Vertrauten dazu, daß die Meinungsdifferenz über diese Frage sie so weit auseinanderführen konnte. In Wirklichkeit standen die Grundanschauungen an sich keineswegs hier sich so schroff gegenüber, nur die letzte Folgerung war bei beiden eine entgegengesetzte; Richelieu hatte ja durch die von ihm selbst geäußerten Bedenken zugegeben, daß auch die Schlußfolgerung des andern nicht ohne jede Berechtigung war, und Fancan hätte anderseits über diese Frage allein das Vertrauen zum Kardinal nicht verloren. Aber Richelieu vertrug keinen Widerspruch, und gerade in dieser Frage, deren Lösung er als Kraftprobe gegenüber der aristokratischen Opposition betrachten konnte und wohl auch betrachtete, zeigte er mehr Empfindlichkeit, als an sich nötig war. Schon aus den letzten Schriften Fancans hatte er wohl eine leise Opposition oder auch nur Kritik herausgemerkt, und der offene Widerstand, den nun dieser sein Plan an Fancan fand, ließ ihn zu der Vermutung kommen, daß Fancan sich der Oppositionspartei angeschlossen habe. Man kann es als einen verhängnisvollen Zufall bezeichnen, daß beim ersten Male, wo sich ein offener Gegensatz zwischen ihm und jenem zeigt, Fancans Auffassung mit der der heftigsten Feinde des Kardinals sich deckte, während er doch mit deren weiteren Tendenzen nichts zu tun hatte. Ein Zusammenfallen, das naturgemäß auf den anderen eine Rückwirkung ausübt und ihn zu falschen Schlüssen veranlaßt. Innerhalb der großen politischen Probleme der Zeit nur eine Frage sekundärer Bedeutung, hat dieses Eheprojekt doch mit

am meiſten dazu beigetragen, das perſönliche Verhältnis Richelieus und Fancans erkalten zu laſſen, und dieſe Veränderung der perſönlichen Beziehungen wiederum ließ auch die ſachlichen Differenzen über die Grundzüge der Politik überhaupt ſchärfer und ſchärfer hervortreten.

Immer weniger entſprach die Richtung, welche Richelieu einſchlug, den Grundanſchauungen Fancans; ſie mußte ihnen ſogar zuwiderlaufen in Anbetracht des Zieles, dem ſie zuſtrebte. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Ideen auf beiden Seiten. Durchaus gleich in der Intenſität des nationalen, patriotiſchen Empfindens, in der Überzeugung von der Notwendigkeit eines in ſich geſchloſſenen Frankreichs, in der Abneigung gegen Spanien, laufen die Anſichten Richelieus und Fancans weit auseinander über die Wahl des zu ergreifenden Weges. Fancan will die Einheit Frankreichs erwirken durch die Duldung der hugenottiſchen Sonderſtellung, er hofft von der Einwirkung der Zeit eine Überbrückung der Gegenſätze, ein allmähliches Aufgehen des abgeſonderten Teils ins Ganze; was die auswärtige Politik angeht, ſo ſieht er die ſicherſte Stütze gegen Habsburg in den proteſtantiſchen Mächten. Der Kardinal hat an die Möglichkeit, daß der hugenottiſche Fremdkörper ſich mit der Zeit auflöſen werde, wohl nie geglaubt, und iſt jetzt, nach den letzten Erfahrungen von der Überzeugung durchdrungen, daß nur die gewaltſame Brechung der hugenottiſchen Kräfte eine Wiederholung der früheren Störungen unmöglich machen werde, daß man *einen* Bürgerkrieg der Möglichkeit *mehrerer* vorziehen müſſe. Aus dem Beſtreben Richelieus nun, eine baldige Löſung dieſes Problems in angedeutetem Sinne herbeizuführen, erklärt ſich ſeine innere wie auswärtige Politik, erklärt ſich vor allem das ſtarke Hervortreten des katholiſchen Prinzips innerhalb derſelben. Richelieu bedurfte für die Vorbereitungen auf

den großen Vorstoß gegen die Hugenotten der vollen Unterstützung der Katholiken, mußte daher ihrem Empfinden durchaus Rechnung tragen und sogar auf jene ultrakatholischen Elemente Rücksicht nehmen, deren politische Ideen von den seinigen weit abwichen. Die daraus sich ergebende Konsequenz zog er für die auswärtige Politik: keineswegs ein Aufgeben der antiösterreichischen Stellung in Deutschland, wohl aber eine wachsende Hinneigung zu dessen katholischen Rivalen, das ist die Signatur der deutschen Politik Richelieus für die Zeit vom Sommer 1626 an. Die Bemühungen der französischen Diplomatie, zu einem Einvernehmen mit Bayern zu gelangen, waren selten so intensiv wie in der zweiten Hälfte des Jahres 1626. Ein Brief des französischen Botschafters beim Vatikan, Béthune, an den Staatssekretär des Auswärtigen, Herbault[74], erwähnt, daß ersterer eigens durch einen Brief seines Königs aufgefordert worden ist, mit dem bayerischen Agenten in Rom, Hyacinth, zu unterhandeln, um von dieser Seite aus Maximilian den französischen Vorschlägen geneigt zu machen. Auch den Einfluß des Papstes selbst hatte man, und nicht vergeblich, angerufen, um die Bedenken Bayerns gegen die französische Subsidienzahlungen niederzuschlagen und das Mißtrauen Hyacinths gegen Béthunes Aufrichtigkeit zu zerstreuen. Noch klarer kommt die Tendenz der französischen Politik zum Vorschein in den beiden Entsendungen des Agenten Marcheville nach München[75]; vertrat die ihm für die erste Reise mitgegebene Instruktion (18. September 1626) inhaltlich im wesentlichen noch den früheren Standpunkt der Regierung in den strittigen Punkten, so veranlaßte die ablehnende und selbstbewußte Haltung Maximi-

[74] Arch. d. Aff. Étrang. Corresp. Rome 39, fol. 174, v. 27. VIII. 1626.

[75] Für die Details Fagniez, I, 266 ff.

lians, welche sich ihrerseits wieder durch die guten Erfolge der katholischen Waffen erklärt, ein Einlenken auf Seiten Frankreichs, das sich in der Instruktion für die zweite Reise Marchevilles (Dezember 1626) deutlich kundgibt. Man spart nicht mit Konzessionen; beispielsweise soll es Marcheville freistehen, die von dem Pfälzer zu zahlende Entschädigungssumme von ursprünglich drei auf sechs Millionen hinaufzuschrauben. — Was jedoch den damaligen Verhandlungen mit Bayern einen besonders eigentümlichen und bezeichnenden Charakter gab, sie von den früher gepflogenen unterschied, das beruhte auf der Veränderung, welche das Verhältnis Frankreichs zu England seither durchgemacht hatte. Früher besaß, wie wir gesehen haben, die französische Diplomatie in der englischen Freundschaft, in der Drohung, Englands Forderungen bezüglich der Pfalz zu unterstützen, das wirksamste Mittel, Bayern sich gefügig zu machen; in dieser Zeit berechtigten die englisch-französischen Beziehungen nicht mehr zu einem Hinweis auf die Interessengemeinschaft beider Länder. Es geht nicht an, der einen oder der anderen Seite schlechterdings die ausschließliche Schuld an der Erkaltung und schließlich feindseligen Zuspitzung der englisch-französischen Beziehungen zuzuschreiben. Die Streitigkeiten hatten bereits kurz nach dem Vollzug jener Vermählung des englischen Königs mit der Schwester Louis XIII. begonnen, bekamen aber ihren erbitterten Charakter erst nach dem Abschluß des Friedens mit Spanien. Der Kern des Streites war der konfessionelle Gegensatz; glaubte man in Frankreich die der jungen Königin gewährleistete Gewissensfreiheit nicht genügend gewahrt, das Versprechen, die Lage der englischen Katholiken zu verbessern, nicht eingehalten zu sehen, so argwöhnte man in England eine katholische Propaganda seitens der Umgebung der Königin. Ein Zusammenhang zwischen diesen konfessionellen

Zuſammenſtößen auf kleinem Gebiet und den allgemeinen Strömungen, die um dieſe Zeit überall auf ein Wiedererwachen der religiöſen Leidenſchaften hindeuten, iſt wohl anzunehmen. Bedenken wir nur die damals ſtattfindende Annäherung der katholiſchen Weſtmächte, die leidenſchaftlichen Kämpfe auf deutſchem Boden, das kraftvolle Sichgeltendmachen des katholiſchen Fanatismus in Frankreich, alles das übte naturgemäß auch ſeine Wirkung auf das Verhältnis zweier, den verſchiedenen Konfeſſionen angehörender Höfe.[76] Dieſe allgemeinen Tendenzen waren wohl imſtande, das Bündnis zu lockern; die bisherigen Verbündeten zu offenen Gegnern zu machen, hätten ſie allein kaum vermocht. Wäre noch der Wille vorhanden geweſen, den früheren Zuſtand aufrecht zu erhalten, ſo hätten ſich wohl Mittel und Wege gefunden, den Bruch zu vermeiden; aber dieſer Wille fehlte bereits. Auf engliſcher Seite äußerte ſich das mehr in negativer Art; in dem franzöſiſch-ſpaniſchen Abkommen erblickte man einen Hinterhalt der franzöſiſchen Politik, das ſchlechte Einhalten der den Hugenotten bewilligten Friedensbedingungen nahm man mit um ſo größerem Recht übel auf, als die engliſche Diplomatie an den Verhandlungen regſten Anteil genommen, der engliſche König ſich den Hugenotten gegenüber für die Friedensartikel verbürgt hatte. Sah man in beiden einen Ausdruck der proteſtantenfeindlichen Tendenz der franzöſiſchen Politik, ſo zögerte man wiederum in England nicht, den proteſtantiſchen Standpunkt am eigenen Hofe aufs ſtärkſte hervorzukehren; das in dieſem Beſtreben gewählte Mittel, die junge Königin ihrer gewohnten katholiſchen Umgebung zu berauben, überhaupt ihre religiöſe Freiheit einzuſchränken, war allerdings eine recht kleinliche und brüske Erwiderung, und nur geeignet, neue Gegnerſchaft zu wecken. In verſtärkter Weiſe

[76] So Ranke, Engliſche Geſchichte, II, Kap. 7.

nahm England ferner seine alte Gewohnheit auf, französische Schiffe unter irgend einem Vorwand zu kapern und festzuhalten, und das Bewußtsein der faktischen Unmöglichkeit, dieser Schädigung der französischen Seeinteressen mit Gewalt Einhalt zu gebieten, konnte die in Frankreich darüber herrschende Gereiztheit nur noch erhöhen.

Fragen wir uns nun aber, ob die gewiß nicht wegzuleugnenden Feindseligkeiten der Engländer wohl die Tendenz hatten, den offenen Bruch mit Frankreich herbeizuführen, so wird unsere Antwort verneinend ausfallen. — Welchen Wert sollte für England ein offener Konflikt mit Frankreich gehabt haben? Oder stand die allgemeine politische Lage für England so günstig, daß es den Verlust einer früheren Freundschaft, das Erstehen eines neuen Gegners mit Ruhe hätte ertragen können? Doch kaum; die innere Situation war durch die Zusammenstöße zwischen Krone und Parlament durchaus unsicher, nach außen hin lag man mit Spanien im Kampf, die Sache, welche England in den deutschen Kämpfen vertrat, schien nach den letzten Erfolgen der katholischen Waffen aufs äußerste gefährdet. Schwer ließe sich wirklich ein Grund finden, warum England noch einen Konflikt mit Frankreich gewünscht hätte; die von englischer Seite ausgehenden Schikanen erklären sich lediglich dadurch, daß sie die Antwort auf eine von Richelieu seit dem Sommer 1626 systematisch verfolgte antienglische Politik sind. Es war die beste Lehre, welche Richelieu aus dem letzten Hugenottenkrieg gezogen hatte, daß ein vollständiger Triumph über die rebellischen Untertanen nur im gleichzeitigen Gegensatz zu England möglich sei; in seiner Politik vom Jahre 1626 zeigt sich die Nutzanwendung dieser Lehre. Das Abkommen mit Spanien enthielt bereits eine gegen England gerichtete Tendenz, die den Hugenotten gegenüber beobachtete schlechte Einhaltung

der Verträge bedeutete zugleich, da Richelieu die Verpflichtungen der Engländer genau kannte, eine wissentliche Nichtachtung und Verletzung des englischen Stolzes. Die Instruktion[77] ferner, welche dem nach England reisenden Marschall Bassompierre mitgegeben wurde, legt deutlich davon Zeugnis ab, daß man in Frankreich an Nachgiebigkeit in den religiösen Streitigkeiten am englischen Hofe nicht dachte und an einem Standpunkte festhielt, der sich mit der Rücksicht auf die konfessionelle Mehrheit eines fremden Landes nicht vertrug. In Richelieus Memoiren wiederholen sich um diese Zeit die Kundgebungen einer ausgesprochen antienglischen Gesinnung, und die Gründe, mit denen er die Schuld an dem Zerwürfnis einzig allein auf England abwälzt, klingen recht wenig überzeugend.

Wie schon angedeutet, beeinflußten diese englisch-französischen Reibereien aufs stärkste die Verhandlungen Frankreichs mit Bayern, hatten die Folge, daß Frankreich sich zu weit größerem Entgegenkommen veranlaßt sah als je zuvor. Gleich in den ersten Worten einer Denkschrift, welche die von Marcheville zu überbringenden Bedingungen enthält, kommt dies zum Ausdruck, um am Schluß noch deutlich hervorgehoben zu werden.[78] Die geheime Klausel, welche Marcheville im Notfalle hervorholen sollte — Frankreich verspricht darin, die Anerkennung der mit Bayern getroffenen Abmachungen vom englischen König und vom Pfalzgrafen zu erzwingen, d. h. sich bis zu dieser Anerkennung mit der

[77] Arch. d. Aff. Étrang. Angleterre 41, fol. 233ff.

[78] „La France voudrait que le Duc de Bavière eust des conditions beaucoup meilleurs que l'on ne peut obtenir d'Angleterre . . ." Dann am Schluß: „Mais au cas que le Duc entend à la raison ne se lie point avec Espagne mais . . . . Le Roy lui promet de ne s'unir pas à Angleterre, quelle ne consente à un traite de paix qui assure . . .." (Allemagne 6, fol. 161.)

katholiſchen Liga zu verbinden — kennzeichnet treffend die prinzipielle Änderung des franzöſiſchen politiſchen Syſtems.[79] Der neue Kurs charakteriſiert ſich eben alles in allem durch ein unbedingtes Hervorheben des katholiſchen Geſichtspunktes, er entſpricht den von uns bereits beſprochenen Anſchauungen der „Catholiques d'État", wie denn auch deren bedeutendſter Vertreter, Pater Joſeph, um dieſe Zeit ſeine eifrigſte und erfolgreichſte Tätigkeit entfaltet.[80] Anſcheinend ging er in der Rückſicht auf das katholiſche Element noch über die Wünſche jener hinaus, indem er den Frieden, ſpäter ſogar ein Bündnis mit Spanien in ſich ſchloß, aber die dem Kardinal naheſtehenden wußten wohl, welchem Zweck dieſes Verhältnis diente, bis zu welchem Zeitpunkte Richelieu es benutzen wollte.

Einer aber von denen, die das Syſtem überhaupt verwarfen, in ihm den Keim des nationalen Niederganges erblickten, war Fancan. Lieſt man ſeine Schriften, die ſeit Herbſt des Jahres 1626 in dichter Reihe aufeinanderfolgen, ſo fragt man ſich unwillkürlich: geht ſeine politiſche Überzeugungstreue in reinen Doktrinarismus über, ſo daß er jede, von ſeinen Prinzipien einmal abweichende Politik bekämpft, auch wenn er weiß, daß mit dieſem Abſchwenken nur ein beſtimmtes Ziel erreicht, es aber nicht die Regel bleiben ſoll, oder aber hat er das Vertrauen auf den leitenden Staatsmann überhaupt verloren und verſucht nun noch eine letzte Oppoſition gegen das veränderte Syſtem?

Dieſe letzte Periode ſeiner ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit — Herbſt 1626 bis Sommer 1627 — iſt, was die Zahl ſeiner Schriften angeht, die furchtbarſte; was ihren Inhalt betrifft, ſo gibt eben der Geiſt, aus dem heraus ſie ge-

[79] Fagniez (I, 267) weiſt bereits auf die Bedeutung dieſes Momentes hin.

[80] Fagniez, a. a. O.

ſchrieben ſind, ihnen einen zündenden Charakter, läßt anderſeits zuweilen die Angriffstendenz zu ſichtbar hervortreten. Der ultramontanen und ſpaniſchen Kabale galt, wie wir ſahen, ja unabläſſig ſein Kampf, diesmal geht es gegen den Ausgangspunkt dieſer Intrigen, Rom ſelbſt wird in einer leidenſchaftlichen Weiſe ſchonungslos angegriffen. Schon der eigenhändige Titel der Schrift: „Moyens legitimes, solides et necessaires pour contenir le St. Siege et empescher qu'il n'accroisse davantage son autorité dans la France, au préjudice de celle du Roy et tranquilité de Son Estat,“[81] läßt uns ihre Tendenz ahnen; in ihr ſelbſt finden wir die Geſamtauffaſſung Fancans über das Verhältnis zwiſchen Staat und Kirche in einer Weiſe zum Ausdruck gebracht, welche einerſeits die Unerſchrockenheit des Verfaſſers voll zur Geltung kommen läßt, ihm anderſeits aber neue Gegnerſchaft erwecken muß. Die kirchenpolitiſchen Anſchauungen Fancans laſſen ſich in ihrer Geſamtheit wohl in die Forderung zuſammenfaſſen, ſtaatliche und kirchliche Intereſſen nicht miteinander zu vermengen — derſelbe Grundgedanke, wie er in der von uns zuerſt beſprochenen Abhandlung über die Frage, ob man Ketzer unterſtützen dürfe uſw., zum Ausdruck kommt. Jede Einmiſchung der Kirche in politiſche Fragen iſt zu unterſagen, auf der anderen Seite aber — und das iſt eine — allerdings ſehr natürliche — Inkonſequenz ſeiner Auffaſſung, zugleich aber auch das intereſſanteſte Moment der Schrift — erkennt Fancan dem Staat keineswegs das Recht ab, in die Regelung der kirchlichen Ver-

[81] Corresp. Rome 39, fol. 345—350. Denkſchrift (ſ. Anhang). In Liſte Nr. 355 iſt die Schrift recht ausführlich analyſiert, ſicher ein Zeichen, daß man in den gegneriſchen Kreiſen auf ſie Gewicht legte. Sie ſtammt früheſtens aus dem Oktober 1626, anderſeits noch vor Schluß der Notablenverſammlung.

hältniſſe aktiv einzugreifen, und die geiſtigen wie wirtſchaftlichen Kräfte des zweiten Standes ſeinen Intereſſen dienſtbar zu machen. Dem Radikalismus dieſer für einen Geiſtlichen doppelt bemerkenswerten Anſchauung entſpricht der der Ausführung dieſes Gedankens. Die Art und Weiſe, wie er vom Papſttum ſpricht, nimmt ſich im Munde eines Klerikers wirklich etwas wunderbar aus. Sie zeugt ſtellenweiſe von einer Reſpektloſigkeit, die ſich eben nur durch die unerſchütterliche Überzeugung, daß die Kurie der nationalen Größe Frankreichs feindlich geſinnt ſei, erklären läßt. Sie beweiſt uns endlich die ausſchließlich politiſche Denkweiſe Fancans, den Mangel jedes kirchlichen Eifers.[82] Was ſeine Ausführungen im einzelnen betrifft, ſo bekämpft er anfangs nachdrücklich die Anſicht, daß das Gedeihen eines Staates es erfordert, mit der Kurie in gutem Verhältnis zu leben, daß man dieſes gute Verhältnis gegebenenfalls mit Konzeſſionen und Nachgiebigkeit erkaufen müſſe; das Grundprinzip der im Verkehr mit Rom angewandten Politik müſſe vielmehr ſein, es in ſtetem Reſpekt, ja in Furcht zu halten; denn nur ſolange habe man keine Intrigen von dort zu fürchten: „Du jour, que Rome ne craint rien, elle devient insolente".

[82] Über dieſen Eindruck hilft auch nicht hinweg, wenn Fancan ſich eigens mit kirchlichen Reformentwürfen beſchäftigt, ſo wie in einem Memoire (Rome 39, fol. 338f., Liſte 359), das aus derſelben Zeit wie obige Schrift ſtammen muß. Wenn er da, von der Lockerung der kirchlichen Diſziplin ausgehend, den König auffordert, beim Papſt auf ſeinen religiöſen Eifer hinzuweiſen und demzufolge eine Reform des kirchlichen Lebens zu verlangen, ſo ſteckt doch hinter allen Ausführungen ein politiſcher Grundgedanke. Sie laufen nämlich darauf hinaus, vor allem den Papſt ins Unrecht zu ſetzen, die weltliche Tätigkeit der Orden zu beſchränken, keine neuen Klöſter zuzulaſſen und hierdurch der Kabale weiteres Wachſen zu verhindern. Ganz charakteriſtiſch iſt dann der Schluß: . . . . au bien du Royaume et du repos publique, qui doit être la fin à quoy toute cette ~~reformation~~ negociation doit aboutir.

Wolle man ſich Rom einmal verpflichten, ſo dürfe dies niemals durch ein poſitives Verſprechen geſchehen, höchſtens dadurch, daß man dieſe oder jene Drohung ſpäter nur zum Teil ausführe. — Über Mittel, den heiligen Stuhl empfindlich zu treffen, iſt er nicht in Verlegenheit. So ſolle der König den Klerus veranlaſſen, beim Papſt die Forderung auf Aufhebung des Konkordates und Wiederherſtellung des Wahlrechtes für die Pfründen zu ſtellen, ein Begehren, das den Papſt in um ſo größere Bedrängnis bringen werde, als es eine Schmälerung ſeiner Einnahmen bedeute. — Fancan wird wohl ſelbſt nicht geglaubt haben, dieſen Vorſchlag durchbringen zu können, aber dieſe Forderungen ſind uns doch recht intereſſant. Dürfte wohl die Schrift überhaupt ihrer rückſichtslos antirömiſchen Tendenz wegen in weiten Kreiſen eine recht unſympathiſche Aufnahme gefunden haben, dürfte ſie in die damals vorherrſchende katholiſche Politik wenig hineingepaßt haben, ſo waren einzelne Ausführungen derſelben in weiteſtem Maße geeignet, perſönliche Empfindlichkeit zu wecken, dem Verfaſſer perſönliches Übelwollen zu erregen. Fancan fühlt ſich nämlich veranlaßt, in recht deutlicher Weiſe gegen neue Kardinalskreationen Stellung zu nehmen; Grund iſt ihm die ſeiner Auffaſſung durchaus entſprechende Erwägung, daß mittelſt der Kardinäle die Kurie einen weitgehenden Einfluß auf den franzöſiſchen Klerus ausüben könne, dieſer aber im Intereſſe des Gallikanismus unbedingt beſchränkt werden müſſe. Was er nun aber zur Erläuterung ſeiner Bedenken und im Anſchluß daran über die Kardinalswürde als ſolche, über die Sucht der franzöſiſchen Prälaten, ſie zu erwerben, ausführt[83], muß Richelieu, der ſich ja auch

[83] „. . . . la France pour son bien doit avoir le moins de Cardinaux quelle pourra ny ayant rien qui ait tant corrompu le Corps du Clergé de ce Royaume que l'ambition effrenée de parvenir

die eigene Kardinalspromotion hatte recht angelegen ſein laſſen, aufs ſchwerſte verſtimmt und gereizt haben. Noch ein anderes Moment kam hinzu, um Richelieu in dieſer Anſpielung Fancans eine perſönliche Spitze erblicken zu laſſen. Eben um dieſe Zeit wirkte Richelieu für die Erhebung Bérulles zum Kardinal[84], und mit welcher Geſchäftigkeit, und mit welchem Ärger über immer wieder eintretende Hinderniſſe und Verzögerungen! Sicher hat auch Fancan auf dieſe ihm bekannten Bemühungen Richelieus für Bérulle Bezug genommen und hat die Antipathie, welche er dieſem Führer der klerikalen Partei entgegenbrachte, dabei mitgewirkt. — Eben ein gleiches perſönliches Moment kommt auch in ſeiner Forderung zum Vorſchein, daß der Verkehr der Geiſtlichkeit mit dem Nuntius beſchränkt werden ſolle; denn wie er dieſe Forderung durch einen Hinweis auf die ſtaatsgefährliche Tätigkeit der Nuntien rechtfertigt, klingt eine Anſpielung auf den derzeitigen Nuntius Spada recht deutlich durch.[85] Hegte er gegen dieſen nun lediglich eine Abneigung als Vertreter der römiſchen Intereſſen, oder ahnte Fancan etwas davon, daß ihm in dieſem Manne ein gefährlicher Gegner erwachſen war?

au Chapeau, ny qui ait plus ruiné et ruinera les affaires du Roy que cette dignité."

[84] S. Richelieus Brief an Bonthillier vom 1. X. 1626 (Avenel II, 270). Alle möglichen Inſtanzen ruft er an „pour demander des Cardinaux"; der König ſoll mit Spada ſprechen, Herbault in Rom Vorhaltungen machen, ſogar der ſpaniſche Botſchafter ſeinen Einfluß aufbieten. Auch Spada berichtet über die Bemühungen Richelieus.

[85] „. . estant à considérer que les Nonces résidantes en cette Cour ont pris une liberté de solliciter et corrompre aujourd'hui publiquemment les sujets du Roy, mesme que la plupart des Ecclésiastiques se prostituent ouvertement pour complaire aux affaires du temps au St. Siège et aquerrir les bonnes graces des Nonces, sans qu'on prenne garde à la consequence de telles actions trop fréquentes pour le bien de l'État."

Ganz allmählich hatte ſich die Stellung Spadas zu Fancan geändert. Hat er ihn anfangs — er war 1624 nach Paris gekommen — noch einen „huomo da bene“ genannt, ſpäter ſich meiſtens jeder Charakteriſtik enthaltend, ſeine mit Küttner gepflogenen Unterhandlungen mitgeteilt und dazu höchſtens die Bemerkung eingeſchoben, daß er im Auftrage des Kardinals hinterliſtig vorgehe, ſo finden ſich ſeit Ende 1625 häufiger Äußerungen Spadas, die zu denen des anfänglichen Vertrauens im vollſten Gegenſatz ſtehen, die ihn aber auch, und das iſt das Entſcheidende, zu Richelieu in Gegenſatz ſtellen wollen und ſtellen. In Betracht kommen dabei beſonders zwei Äußerungen Spadas aus den letzten Monaten 1625. Bei einer Beſprechung der berüchtigten „Admonitio“, jenes von Hetzereien gegen den König und Richelieu ſtrotzenden jeſuitiſchen Pamphletes, erwähnt er auch die auf jene ergangenen beiden Erwiderungen; die eine ſei von einem Catholique d'Etat, Ferrier, die andere, deren Verfaſſer ſich verbirgt, werde Fancan zugeſchrieben. Spada ſchließt ſich dieſer letzteren Annahme mit der Begründung an, daß in der Schrift Bosheit genug enthalten ſei, um Fancan als den Autor zu betrachten. Eine andere bezeichnende Bemerkung geſtattet er ſich in einem Geſpräch mit Richelieu[86]; dieſer teilte dem Nuntius mit, daß der Autor der „France au désespoir“[87] — einer durchaus antirömiſchen, religiös recht liberalen Flugſchrift, welche die Wiederherſtellung des inneren Friedens fordert — in einem gewiſſen Chevalier erkannt und feſtgenommen worden ſei, und daß man in Zukunft eine ſtrengere Kontrolle über derlei Publiziſtik ausüben werde, worauf Spada erwidert, daß eine ſolche Kontrolle im Intereſſe des Königs und Richelieus ſelbſt allerdings recht not-

[86] Nach einem Bericht vom 19. XII. 1625 (Francia 402).

[87] Bibl. Nat., Lb[36] 2438.

wendig ſei; denn den größten und „piu petulante“ Teil der Schrift glaube man einem Vertrauten Richelieus, etwa Fancan oder St. Germain (Matthieu de Morgues) zuſchreiben zu müſſen. — Letzterer, ein bekannter Publiziſt, wird von dieſer Zeit an in den Aufzeichnungen des Nuntius überhaupt ſehr häufig erwähnt, und zwar, was wir gleich vorweg nehmen wollen, in durchaus unfreundlicher Weiſe. Nur aus ſeiner Antipathie heraus konnte es Spada wohl auch auf ſich nehmen, in einer von Richelieu gegen Morgues ins Werk geſetzten und aufs raffinierteſte durchgeführten Intrige eine ſo wichtige Rolle zu übernehmen. Morgues bemühte 1626 ſich um das Erzbistum Toulouſe, und Richelieu, der ſich in dem bekannten Publiziſten keinen Gegner erwecken wollte, verſprach ihm die Unterſtützung ſeiner Kandidatur. Offiziell, d. h. durch den franzöſiſchen Botſchafter in Rom hielt er denn auch ſein Verſprechen, insgeheim aber veranlaßte er durch Vermittelung Bérulles den Nuntius, mit allen Mitteln gegen die Ernennung Morgues zu arbeiten, eine Rolle, der ſich Spada gern und mit Erfolg unterzog.

Eben derſelbe Mann nun, gegen den unter Berufung auf ſeine antipapiſtiſche Geſinnung hier Richelieu, Bérulle und der Nuntius gemeinſam intrigierten, war ein Parteigenoſſe und perſönlicher Freund Fancans, und dieſes ihm ſicher bekannte Verhältnis veranlaßte wohl den Nuntius, die beiden häufig in einer Reihe, als etwas Zuſammengehörendes zu erwähnen. Hier, in dieſer Identifizierung mit Morgues, dürfen wir wohl eine der Quellen erblicken, aus denen Spadas Abneigung gegen Fancan entſprungen iſt; die andern liegen auch nicht fern. Erinnern wir uns daran, daß der Nuntius durch den bayeriſchen Agenten unabläſſig über Fancans Reden und Abſichten in mehr oder weniger zutreffender Weiſe unterrichtet wurde, daß die Fancan von dieſer Seite zuteil werdende

Beurteilung nicht gerade günſtig war, am wenigſten bezüglich ſeines Eifers für die katholiſche Sache. Denken wir ſchließlich an die engen und guten Beziehungen zwiſchen Spada und Bérulle, dem heftigſten Gegner der bons francais, der auch perſönlich manche Anſpielung in Fancans Schriften auf ſich hatte beziehen müſſen, ſo beſteht kein Zweifel, daß auch dieſer Einfluß auf das Urteil Spadas über Fancan von Bedeutung geworden iſt. Beſtätigt wird dieſe Teilnahme Bérulles an der Verdächtigung Fancans durch Spada ſelbſt; ja, Bérulle hat die Initiative ergriffen, auch für Weiterverbreitung der für Fancan ungünſtigen Gerüchte zu ſorgen, ſie bis vor den König zu bringen. Eine hingeworfene Notiz in Spadas Tagebuch vom 4. Oktober 1626: „Fancan non è bene con Ricelieu“ wird ergänzt durch die inhaltlich ähnliche Stelle eines Berichtes vom 6. Oktober, wonach Spada in einer Audienz bei Ludwig XIII. von Fancan und Morgues geſprochen, und den Eindruck gewonnen hat, daß Fancan beim König in „ſchlechtem Geruche“ ſtehe.[88] Dieſe beiden im Zuſammenhang mit anderen Fragen gefallenen und daher recht unvollſtändigen Bemerkungen erhalten nun glücklicherweiſe in einem ſpäter folgenden Bericht des Nuntius ihre Erklärung. Am 23. Oktober teilte er mit, daß Bérulle vor einiger Zeit — es muß vor dem 4. Oktober geweſen ſein — mit der Mitteilung — man könnte es auch Aufforderung bezeichnen — an ihn herangetreten ſei, daß er über Fancan

[88] . . . che l'uchienza ch'io hebbi hier mattina mi cadde tanto in proposito e venne cosi bene la palla al balzo per S. Germain, Fancan, e de Nee che non poteva davantaggio si che l'officio calzo per l'apunto: Mi pare che il Rè havesse gia qualche malo odore di Fancan e però tanto piu volontieri come anco gusto degli altri doi e del concetto, che io credero che costoro ingannassero il Signor Cardinale et ch'ero disposto avertirne V. S. Illm. come havevo avertito S. M.“ (Spada a. 6. X. 1626.) Francia 400.

„frei" zum Könige ſprechen könne. Was Bérulle unter dieſem „frei" verſtand, kommt gleich darauf zum Ausdruck: Es handelt ſich lediglich darum, Fancan und St. Germain beim König als die Verfaſſer königsfeindlicher Bücher zu verdächtigen, ſie als raffinierte Heuchler hinzuſtellen, die den König und Richelieu betrögen. Spada erklärt ſich eifrig bereit, die „Intereſſen des Kardinals" wahrzunehmen und nimmt bei Gelegenheit einer Audienz bei König und Königin-Mutter am 4. und 5. Oktober — es iſt eben die vorhin erwähnte — Anlaß, über Fancan zu ſprechen. Dabei macht er nun die Beobachtung, daß „di San Germano et di Fancan gli avisi non gli (den Majeſtäten) venivano intieramente nuovi", und meint den Grund darin erblicken zu müſſen, daß Fancan und Morgues einen Dritten der Verfaſſerſchaft einer gegen Richelieu gerichteten Satire beſchuldigt, ſchließlich aber ſich ſelbſt als Autoren derſelben herausgeſtellt hätten.[89]

---

[89] Der erſte Teil dieſes Berichtes iſt ſo charakteriſtiſch für die ſeitens der Gegner Fancans angewandte Kampfesweiſe, namentlich für die intrigante, alle Eventualitäten ins Auge faſſende Art Bérulles, daß wir ihn hier ganz wiedergeben wollen: „Berullo á di passati non solo mi ringratiò in nome del cardinal di Luson che havessi scritto a Roma per la reiettione della nominatione di San Germano al vescovado di Tolone, ma anco dell'avvertimento che gli havevo mandato contro monsignor di Nee, del quale e di Fancan mi disse che potevo parlar liberamente al re, anche con dire che erano cervelli, che sotto il manto di servitio regio coprivano spiriti di scisma e d'heresia, e che Fancan particolarmente e San Germano erano compositori di libri ancora contro'l servitio di S. M^ta, e che se prima io non havevo fatto motto, ciò era proceduto dalla professione cho essi facevano di esser tutta cosa del cardinal di Luson*), e di governar il re, come anco dall'esser io voluto chiarirmi più fondatamente de loro portamenti, per l'indagatione de' quali finalmente havessi scoperto

*) Im Konzept ſtand zuerſt favoriti del Ré e del card' di Richelieu.

Alſo ein Argwohn gegen Fancan wäre hiernach ſchon vorhanden geweſen!

Wir halten dieſe Beobachtung des Nuntius für durchaus zutreffend, ſuchen aber den Grund dieſes Argwohns etwas tiefer als er. Dieſer dürfte mehr die uns bekannte Oppoſition Fancans gegen die Verheiratung Gaſtons geweſen ſein, ein Widerſtand, den außer Richelieu wohl niemand übler vermerken konnte, als Maria Medici, die Urheberin des ganzen Planes, und von ihr beeinflußt, auch ihr älteſter Sohn.

Sollte nicht auch jener, nur in Analyſe erhaltene Brief Fancans an Morgues[90] über dieſen Gegenſtand darauf hindeuten, daß er ſelbſt wohl die Wirkungen ſeiner Oppoſition an hoher Stelle kannte? Wir meinen, daß dieſer Ton der Reſignation ſich nur aus einer derartigen Erkenntnis erklären läßt.

Überblicken wir noch einmal an dieſer Stelle, wo der entſcheidende Umſchwung in Fancans Schickſal einſetzt, die Situation um ihn.

Die höchſten Autoritäten im Staate hatte er ſich entfremdet, wenn nicht feindlich geſtimmt, einflußreiche Per-

che essi abusavano dell' accesso che tenevano a S. M^ta, e che ingannavano il cardinal di Richelieu. risposi a Berullo che volentieri accettavo d'esser istrumento` degl'interessi del cardinal di Luson, mentre si trattava di questa sorte di gente, e che in ricompensa non desideravo altro da S. S. Illma, se non che da tanti casi particolari una volta formasse e praticasse una massima universale, che niun danaro può comprar un tristo nè preservar i buoni che vi si mescolano da danno o pentimento presto a tardi.

[90] Folgende Stelle iſt erſichtlich wörtlich übernommen: „Ma consolation est d'avoir représenté courageusement en tout ce qui c'est passé les inconvenientz qui en pouvaient arriver en publicq et en particulier, et d'avoir combattu jusques au bout. Il ne me reste plus qu'a faire une retraite honorable". 16. VIII. 1626. Liſte Nr. 982.

ſonen taten das ihrige, die Stimmung gegen ihn zu verſchärfen, ſeine perſönliche Stellung mehr und mehr zu untergraben. Richelieu, der Fancans offene Oppoſition hätte begreifen und entſchuldigen können, wollte dies nicht mehr, nachdem er den Widerſtand ſeines ehemaligen Vertrauten gegen die ganze Richtung ſeiner Politik überhaupt herausgeſpürt und die Unmöglichkeit, ihn anderen Sinnes zu machen, wohl eingeſehen hatte; er ſah nur noch die Oppoſition als ſolche, in dem Maße, wie Fancan ſie fortſetzte, mußte der Gegenſatz zwiſchen ihnen ſich verſchärfen.

Auf der anderen Seite machte ſich Fancan über die ihm entgegengebrachte feindſelige Stimmung kein Hehl; weit entfernt aber, ſie durch Nachgiebigkeit zu entwaffnen, zögert er, wie wir bei der Betrachtung ſeiner gegen die Klerikalen gerichteten Schrift geſehen haben, nicht, ſeine ihm wohl bekannten Feinde weiter anzugreifen, ſcheute ſogar davor nicht zurück, Richelieus Empfindlichkeit zu reizen. War er ſchon in perſönlichen Fragen von einer ziemlichen Grobheit, ja Rückſichtsloſigkeit, ſo erſchien ihm, was die Sache betraf, Nachgiebigkeit überhaupt undenkbar. Die Überzeugung, daß die einzig richtige Politik darin beſtehe, im Innern um jeden Preis Frieden zu halten, nach außen mit jedem Mittel Spanien zu bekämpfen, ließ er ſich durch nichts nehmen, dieſe Anſchauung unter allen Umſtänden zur Geltung und Wirkſamkeit zu bringen, das bleibt ſein Lebensziel.

Dieſe, teils perſönlichen, teils ſachlichen Gegenſätze, das feſte Beharren jeder Partei auf ihrem Standpunkte, beherrſchen denn auch die letzte Periode des von uns zu behandelnden Zeitraums, ihr Ausgang muß uns nach allem nur als natürlich, ja notwendig erſcheinen.

Eine Anzahl von Denkſchriften Fancans, darunter wohl

die packendſten, verdanken ihre Entſtehung der Überzeugungstreue oder aber dem leidenſchaftlichen Empfinden des um ſein Land ſorgenden Patrioten. Noch aus der Zeit der Notablenverſammlung, alſo um die Wende des Jahres 1626, ſtammt eine Denkſchrift „Sur la nécessité de la paix du dedans“[91], die ſich im weſentlichen mit dem Nachweis befaßt, daß bei allen Bürgerkriegen, die Frankreich heimgeſucht haben, der Papſt und Spanien ihre Hand im Spiele gehabt haben, daß ſie allein ihren Vorteil daraus ziehen. So ſchüren ſie auch jetzt wieder nach Kräften, um den kaum geſchloſſenen Frieden zu ſtören, und ſuchen zu gleicher Zeit England und Frankreich gegeneinander aufzuhetzen, in der Hoffnung, noch mehr Verlegenheit zu ſchaffen. Aufgabe des Konſeils ſei es alſo, den König zu veranlaſſen, einen langjährigen Frieden — Verfaſſer legt beſonders auf die lange Dauer Gewicht — herbeizuführen. Begleitet und vervollſtändigt wird dieſe Schrift durch eine zweite[92] ähnlichen Inhalts und ſelber Tendenz; der Unterſchied iſt der, daß er an Stelle Spaniens und des Papſtes hier wieder einmal die fremde Kabale als den Kern alles Übels bezeichnet, und im übrigen wird hierbei beſonders auf die drückende Finanzlage des Landes hingewieſen, welche eine vollſtändige Pazifikation unbedingt erfordere. In dieſem Zuſammenhang fällt auch eine Äußerung, welche uns zeigt, daß Fancan über die Abſichten Richelieus nicht im unklaren war, daß ihm die Möglichkeit eines Krieges gegen die Hugenotten und England bereits vor Augen ſtand.[93]

[91] France 246, fol. 205 f. Von Fancans Hand. Liſte Nr. 352.

[92] France 283, fol. 4—5; in Fancans Schrift; von fremder Hand iſt ihr dieſelbe Überſchrift gegeben, wie Fancan ſelbſt ſie für die vorerwähnte gewählt hat.

[93] „Que toutes les calamitez de l'État ne parviennent de nos guerres de Religion, nul ne le peut desnier, et que ce ne soit notre entière ruine de nous embarquer en la moindre guerre du monde,

Und dieſes gleichzeitige Erwähnen La Rochelles und Englands zeigt, daß er auch die Kombination des Kardinals, welche den Gegenſatz zu England brauchte, wohl kannte. — Den maßgebenden Faktoren der Regierung lag es denn auch fern, irgend etwas zur Beſſerung der geſpannten Beziehungen gegenüber England und den Hugenotten beizutragen, man arbeitete vielmehr bereits auf den offenen Bruch hin. Zugegeben muß ja nun freilich werden, daß auch die Haltung der engliſchen Regierung nicht eben davon zeugte, als ob ſie auf die Beibehaltung guter Beziehungen zu Frankreich noch großen Wert gelegt hätte; ſie fühlte ſich eben für die Sicherheit der Hugenotten in gewiſſem und auch berechtigtem Sinne verantwortlich, und hegte anderſeits über die Angriffspläne der franzöſiſchen Regierung keinen Zweifel mehr. Wie aber überhaupt auf franzöſiſcher Seite die Schuld für die Mißſtimmung zwiſchen den beiden Ländern zu ſuchen iſt, ſo war es wiederum Richelieu, der die Vorbereitung zum offenen Bruch ſyſtematiſch betrieb, da er in ſeine ganze Spekulation eben hineingehörte. Im Gegenſatz zu früher, wo man auf engliſcher Seite Richelieu der ultramontanen Partei entgegenſetzen zu müſſen geglaubt hatte, wurde er ſeit Beginn des Jahres 1627 unbedingt zu dieſer gerechnet. Eine hübſche Bemerkung zitiert darüber ein engliſcher Agent in einem Bericht vom 25. I. 1627: „Auparavant il n'avait rien de Cardinal que le bonnet, à l'heure il n'a rien de Français que le visage". Es war nun die äußerſte, ihm ſelbſt ſicher recht peinliche Konſequenz des ſeinen Berechnungen zugrunde liegenden Syſtems, daß er ſich mit Spanien in Verhandlungen über ein Offenſivbündnis einließ und den Vertrag auch einging. Er ſelbſt glaubt ja auch dieſen Schritt damit

---

soit contre l'Angleterre, soit contre La Rochelle ou ailleurs dans le Royaume, nul n'en peut aussy douter."

begründen und entſchuldigen zu müſſen, daß andernfalls Spanien mit England Friede geſchloſſen, ſich vielleicht ſogar mit ihm verbündet hätte; ſicher iſt auch, daß ſeine Grundanſchauungen einem Bündnis mit Spanien durchaus unſympathiſch gegenüberſtanden, daß es ihm nur ein Notbehelf von ganz vorübergehender Dauer ſein ſollte. Wir begreifen dieſe Erwägungen, wie ſeine Politik überhaupt, können uns aber ebenſo in die Empfindungen jener hineindenken, die in der Aufrechterhaltung des Gegenſatzes zu Spanien den Kern der altfranzöſiſchen Tradition erblickten; wir fragen uns ſofort: Wie äußert ſich die Wirkung einer ſolchen Politik — mit Spanien gegen England — bei Fancan?

Schon im Februar, als die Möglichkeit eines Zuſammengehens mit Spanien noch nicht ſo nahe gerückt war, hatten ihm die unaufhörlichen Reibereien mit England Anlaß gegeben, noch einmal mit einem wohlüberlegten ſachlichen Vorſchlag[94] über ihre Beſeitigung an Richelieu heranzutreten. Dieſer gipfelte darin, einen zuverläſſigen, erfahrenen Geſandten inoffiziell nach England zu ſchicken, der unter Hinweis auf die gemeinſame, von Spanien drohende Gefahr ein Übereinkommen bezüglich der ſchwebenden Streitfragen ſuchen und damit einer völligen Ausſöhnung der beiden Länder die Wege ebnen ſolle. Fancan verlangt keineswegs, daß man franzöſiſcherſeits nachgebe, dringt ſogar darauf, bezüglich der Eheſtreitigkeiten gewiſſe Forderungen durchzuſetzen und dem nationalen Stolze nichts zu vergeben, empfiehlt aber, vor allem einen verſöhnlichen und freundſchaftlichen Ton in die Verhandlungen zu tragen. Die ganze Schrift iſt, wie

---

[94] Corresp. Angleterre 41, fol. 2—3; von fremder Hand als „Memoire de Mr. de F., touchant l'accomodement avec les Anglais" bezeichnet. Die Schrift ſelbſt iſt von Fancans Hand. In der Liſte (Nr. 354) iſt ſie als „Discours" bezeichnet und vom 8. II. 1627 datiert.

gesagt, durchaus sachlich gehalten, der geschäftliche Ton nur gelegentlich, wenn es sich nämlich um eine Anspielung auf die spanische Gefahr handelt, von dem der aufflackernden Leidenschaft abgelöst; durchaus vor aber herrscht letztere in einer zweiten, dieselbe Frage berührenden Abhandlung[95] vom März desselben Jahres. Hier haben bereits die mit Spanien im Gange befindlichen Verhandlungen ihren Schatten geworfen, wie sich denn dieser „Discours sur les affaires présentes d'Angleterre" nicht minder eine Kennzeichnung der spanischen und spanierfreundlichen Umtriebe als eine Betrachtung der englischen Frage vornimmt. Die in ihr hervortretende Fülle der Gesichtspunkte, die treffende Beobachtung und Beurteilung früherer und gegenwärtiger politischer Strömungen und Ereignisse macht diese Schrift Fancans zu einer seiner besten Schöpfungen, und der Genuß, den ihre Lektüre bereitet, wird durch den dem Leser entgegenwehenden Zug einer edlen Leidenschaftlichkeit, der aber deswegen niemals die Klarheit des Ausdrucks trübt, nur erhöht. Die Tendenz ist, ein gutes Verhältnis zu England herbeizuführen; um die Vorschläge aber, welche diese Absicht verwirklichen helfen sollen, herum reiht sich eine Kette von Ausführungen, die sich größtenteils mit spanisch-römischen Intrigen beschäftigen, und die Inopportunität, die Gefahr eines Zusammengehens mit Spanien in packender Form darstellen. Er geht von dem Gedanken aus, daß an dem gegenwärtigen Zerwürfnis zwischen England und Frankreich beide Nationen schuld tragen, ersteres durch sein oft recht unbescheidenes, letzteres durch sein oft unüberlegtes Verhalten. Daß nun aber dieses Zerwürfnis sich immer weiter auftut, das macht allein die Einmischung von Papst und Spanien; der Papst will mit unserer Hilfe

[95] France 246, fol. 202ff. Von Fancans Hand. Liste Nr. 341 datiert die Schrift vom 9. III. 1627. (S. Anhang.)

den katholiſchen Kult in England reſtituieren, Spanien hofft während eines Krieges der beiden Länder im trüben fiſchen zu können und ſucht deshalb, indem es bald dem einen, bald dem anderen ſeine Hilfe verſpricht, uns immer mehr gegeneinander aufzuhetzen. Man ſolle ja nicht hoffen — jetzt kommt Fancan auf ſein eigentliches Ziel hinaus — daß Spanien uns gegen England wirklich helfen werde, das liefe ja dem Geiſt der ſpaniſchen Politik direkt zuwider. Nachdem er dann darauf hingewieſen hat, daß ein Krieg gegen England Frankreich nicht den geringſten Nutzen bringen, im Gegenteil die an ſich ſchon ſo üble Finanzlage noch verſchlimmern würde, betont er noch einmal nachdrücklich, daß England der beſte Bundesgenoſſe gegen Spaniens Ränke ſei und dafür auch geworben werden müſſe. — Dies iſt der Gedankengang der Schrift, ſoweit er überhaupt in Schlagworten wiedergegeben werden kann; den Inhalt ſelbſt kann keine Wiedergabe erſchöpfen. Heben wir nur noch einige beſonders intereſſante Einzelheiten hervor. Außerordentlich charakteriſtiſch ſind beiſpielsweiſe ſeine Ausführungen über die Beſtrebungen des Papſtes und der ihm blind Ergebenen, England zu rekatholiſieren; Fancan nennt dies zwar eine „chose bien à desirer“, behauptet aber unmittelbar darauf: „Quand l'Angleterre estoit anciennement toute Catholique, la France ne laissoit pour cela d'estre troublée par les Angloys et de les avoir pour cruels ennemis, tout de même que les Espagnols sont Aujourd'hui les nostres“; ein ſcheinbarer Widerſpruch, der ſich nur dadurch erklären läßt, daß Fancan politiſche und religiöſe Geſichtspunkte aufs ſtrengſte ſcheidet, die politiſchen Intereſſen ihm aber immer in erſter Reihe ſtehen. Bemerkenswert iſt dann auch eine der Bedingungen, von denen er die Übereinkunft mit England abhängig gemacht wiſſen will; während die übrigen die Er-

ledigung der materiellen Streitigkeiten regeln, verlangt die letzte die „exécution du traitté de paix avec les huguenots de France, en quoy les Angloys prétendent avoir quelque Interest". Hierin liegt sowohl ein versteckter Vorwurf für die eigene Regierung, die sich an ihr Versprechen nicht gewissenhaft gehalten habe, als auch eine Billigung des englischen Standpunktes, soweit er für England das Recht in Anspruch nimmt, für die Sicherheit der Hugenotten mit zu sorgen. An sich eine rechtlich begründete Auffassung, indem sie der Beteiligung Englands an den damaligen Friedensverhandlungen Rechnung trug, war sie doch mehr als anderes geeignet, Fancans politischen Gegnern eine Waffe in die Hand zu geben. Nicht weniger als Theorie, welche einem fremden Staate die Einmischung in französische Angelegenheiten gestattete, als in ihrer praktischen Konsequenz, welche, durchgeführt, die ganzen politischen Kombinationen der herrschenden Partei zunichte gemacht hätte, mußte sie von den maßgebenden Kreisen verdammt werden, gab sie späterhin Anlaß, gegen Fancan die Anklage auf „grandes intelligences avec l'etranger"[96] zu erheben. Für Richelieu vollends bedeuteten diese beiden Schriften über das Verhältnis zu England eine recht unbequeme, bedenkliche Störung seiner Politik, besonders die Angriffe auf Spanien konnten die kurz vor dem Abschluß stehenden Verhandlungen mit dieser Macht außerordentlich erschweren. Die Gegensätzlichkeit ihres beiderseitigen Standpunktes dokumentiert sich äußerlich schon darin, daß Richelieu in seinen Memoiren beständig „mauvais Francais" diejenigen nennt, welche mit England sympathisieren, während umgekehrt Fancan von den mauvais Francais spricht, welche die Verständigung mit England verhindern wollen.

Wir glauben, daß diese Parteinahme Fancans für Eng-

[96] So in Mercure francais XIII, 373.

land mit am meiſten dazu beigetragen hat, das Mißtrauen des Kardinals in direkte Abneigung zu verwandeln, vermiſcht mit einer Art von Furcht vor der unerſchrockenen Oppoſition eines der erfolgreichſten Publiziſten. Eine gewiſſe Nervoſität muß Richelieu ſchon ſeit längerer Zeit Fancans Vorſtellungen gegenüber erfaßt haben, zumal wenn dieſelben, wie wir öfters ſahen, ſchon mehr einem Tadel oder Vorwurf ähnelten. Zum zweiten Male ſah er hier einen dem ſeinen entgegengeſetzten Standpunkt mit Energie vertreten, und wie damals die Oppoſition gegen die Vermählung Gaſtons Fancan einen großen Teil der Gunſt des Kardinals entzogen hatte, ſo dürfte es mit dem noch verbliebenen Reſt von Wohlwollen nach dieſer Auflehnung gegen den Grundgedanken der von der Regierung beſchloſſenen Politik vorbei geweſen ſein. Intereſſant wäre nun, zu wiſſen, ob etwa Richelieu der Überzeugung war, daß Fancan nicht nur ſeiner Politik, ſondern auch ſeiner Perſon Oppoſition machen wolle. Gewiß, bei jener Eheaffäre hätte er ſich perſönlich getroffen fühlen können, manche bittere Anſpielungen in Fancans ſpäteren Schriften mußte er auf ſich beziehen, aber daß es Fancan doch nur auf die Sache ankam, daß er die Hoffnung, unter der Leitung eben des Kardinals noch einmal eine andere politiſche Richtung vorherrſchen zu ſehen, noch immer nicht ganz aufgegeben hatte, das beweiſen am beſten ſeine letzten Schriſten. Ihrer Form wie auch einzelnen Redewendungen nach ſind ſie nämlich noch an Richelieu ſelbſt gerichtet, und geben unter einer Reihe verſchiedener Bitten und Hinweiſe immer wieder dem einen Gedanken Ausdruck: Aufgabe des gegenwärtigen Syſtems, Rückkehr zur Politik der bons francais! Beſchränken wir uns, da auch in den einzelnen Ausführungen meiſt alte Gedanken wiederkehren, frühere Bitten nur noch nachdrücklicher betont werden, darauf, ihren Inhalt kurz zu ſkizzieren.

Schon die Überschrift der ersten[97] „Contre la Caballe étrangère“ sagt uns, was Fancan hier sagen will. Er schildert die Tätigkeit der Glaubenspropaganda-Kammer, und rät Richelieu, sie aufzulösen, er weist auf die Gefahren des jesuitischen Unterrichts hin, erinnert an die Bedeutung der Jugenderziehung überhaupt und knüpft daran die dringende Aufforderung, die Jesuitenkollegien gewaltsam zu schließen. Dann kehren die alten Gedanken über die hohe Bedeutung von Sorbonne und Parlament wieder, fordert er nochmals, daß des letzteren Unabhängigkeit niemals beschränkt werden dürfe.[98] Zum Schluß empfiehlt er wiederum, die Kabale durch die Drohung vor noch Schlimmerem in Schach zu halten; denn „timentibus leo, ardentibus lepus“.

In ihren Forderungen stimmt ja die Schrift mit früheren überein, was sie aber doch unterscheidet, ist die uns entgegenschlagende Stimmung. Es liegt in der Art und Weise, wie er sie durchführt, ein im Vergleich zu früher gemäßigter, man möchte fast sagen, milder Ton; es spricht wiederum daraus ein gut Teil Resignation, die frische ungezügelte Kampfeslust früherer Zeiten kennt Fancan nicht mehr, und es scheint, daß seine Anschauung eine mehr und mehr pessimistische wird.

[97] Die drei Schriften müssen alle um dieselbe Zeit — März, April 1627 — entstanden sein; wir halten uns hier an die örtliche Reihenfolge: France 787, fol. 22/23, fol. 24—29, fol. 30/31, in der sie auch ein anderes Dokument (France 785, fol. 10) aufführt. Sie sind sämtlich von Fancans Hand. In der Liste entsprechen die Nummern 353, 334, 343. Die letzte, „Parlement“, ist, was ihren allgemeinen Inhalt betrifft, von uns bereits verwertet, im übrigen behandelt sie Personalfragen.

[98] Das ist allerdings wieder ein deutlicher Wink für Richelieu; Fancan dachte dabei sicher an die vom König, oder besser dem Kardinal, im Januar desselben Jahres getroffene Entscheidung über die Zensur von Santarellis Buch, die einen energischen Eingriff der königlichen Autorität in die Machtsphäre des Parlamentes darstellt.

Dieſer Eindruck verſtärkt ſich uns noch, wenn wir den Anfang des nun folgenden „Advis d'État“ auf uns einwirken laſſen. Das Bild, welches er darin von der inneren und äußeren Situation ſeines Landes entwirft, kann an Düſterkeit kaum noch übertroffen werden. Danach herrſcht im Innern nichts als Unzufriedenheit, Parlament und Sorbonne gehen voran, ihnen folgen die Fürſten von Geblüt und die Bürgerſchaft aller Parteiungen. Außen iſt es ebenſo ſchlimm; Rom und Madrid ſind uns feindlich, unſere alten Verbündeten auf uns erbittert. Schuld an allem iſt Rom und Spanien, erſteres will ſeine unbegrenzte Autorität nach Frankreich verpflanzen, Spanien uns unter uns und mit unſeren Verbündeten veruneinigen. — Offen fordert er dann, was er ſelbſt in Wirklichkeit ſich zu eigen gemacht hat: ſtaatliche und religiöſe Intereſſen voneinander zu trennen, „sans confondre et reduire comme on fait aujourd'hui toute chose en cas de conscience au grand prejudice de ce Royaume“. Immer eindringlicher wird allmählich der Ton, die melancholiſche und daher auch etwas ſchwere Sprache des Anfangs weicht einer packenden Beredſamkeit. Hier iſt es, wo er Richelieu vor die Alternative ſtellt, die „Catholiques bigots“ oder die „Catholiques Royaux“ zu ſich hinüberzuziehen; die ganze Sorge des Patrioten kommt zum Durchbruch, zugleich aber auch die Begeiſterung des bon francais für die Sache ſeiner Partei, von der er ein in ſeiner Schlichtheit und doch Ausdrucksfülle ergreifendes Bild malt.[99] Nach dieſen

[99] „Quant au party des bons francais il est sans hazard et tout plain de gloire, c'est celui des gens de bien qui savent aimer leur Religion, leur Roy et leur patrie conjointement, dans lequel nul ne peut périr qu'avec l'Estat et ou chaquun se peut rendre recommandable, quand par prudence, fidelité et courage il conserve son Prince et sa patrie contre ceux qui pour leurs seuls interests imbuent

allgemeinen Darlegungen wiederholt dann Fancan seine früheren Forderungen; heben wir daraus nur hervor, daß er wiederum — auch noch einmal in der nächsten Schrift — die Entfernung des Großsiegelbewahrers Marillac verlangt. Den Höhepunkt erreicht die Schrift unzweifelhaft in jener Skizzierung und Charakterisierung der beiden entgegengesetzten Parteien; der höchste und letzte Wunsch des Autors kommt zum Ausdruck in jenem Satz, wo er das Fazit aus seinen bisherigen Darlegungen zieht: „Et d'autant plus, que la premiere maxime de la prudence politique est, non de vaciller, mais de prendre genereusement parti dans les rencontres des diverses factions il semble que St. Honoré (Richelieu) ne peut faillir d'apuyer celui des bons Français, qui est veritablement celui du Roy et de l'État".

Der Wunsch sollte ihm nicht mehr erfüllt werden; Richelieu entschied sich nicht für die bons francais, konnte es aus bekannten Gründen noch nicht. Wohl aber wurde ihm der unablässige Mahner und Kritiker von Tag zu Tag lästiger, die Notwendigkeit und der Wunsch, ihn zum Schweigen zu bringen, trat immer näher an ihn heran. Wie sollte dies aber geschehen? Ein freiwilliger Verzicht Fancans auf die Bekundung seiner Anschauungen war nicht zu erwirken; am wenigsten konnte Richelieu, der die Überzeugungstreue und Offenheit des Mannes lange Zeit hindurch zu seinem eigenen Vorteil in ihrer ganzen Kraft kennen gelernt hatte, sich der Illusion hingeben, daß derselbe nun ihm zuliebe zu einer Verleugnung seiner Grundsätze zu bewegen sein, seine Opposition aufgeben könne. So gab es eben nur eine Möglich-

les francais de fauces maximes par le moyen desquelles il nous faut abondonner nostre propre conservation et celle de nos Alliez."

keit, den unermüdlichen Warner verſtummen zu machen: die Gewalt; und Richelieu wurde ſich über dieſen Schritt um ſo leichter ſchlüſſig, als perſönliche Rückſichten nach den vorhergegangenen Umſtänden von ſeiner Seite aus auch nicht mehr in Frage kommen konnten.

Am 4. Juni wurde Fancan mit ſeinen zwei Brüdern verhaftet und in die Baſtille geführt.

Über die dieſem Akte unmittelbar vorhergehenden Umſtände ſind wir ohne jede Nachricht, um ſo zahlreicher aber ſind die Auslaſſungen von den verſchiedenſten Seiten her, welche durch ihn hervorgerufen wurden und den verſchiedenſten Vermutungen über die Urſachen von Fancans Sturz Ausdruck gaben.[100] Bemerkenswert iſt vor allem die prompte Berichterſtattung der fremden Diplomaten; nur wenige Tage liegen durchweg zwiſchen dem Ereignis ſelbſt und ſeiner Meldung durch die Vertreter Hollands, Savoyens, Venedigs und des Kaiſers. Übereinſtimmend heben ſie alle die Intimität der früheren Beziehungen zwiſchen dem jüngſt Geſtürzten und Richelieu, ſowie Fancans hohe Bedeutung hervor, verſchiedenartig ſind dagegen ihre Mutmaßungen über die Urſachen von Fancans Unglück. Den wirklichen Grund, den tiefen ſachlichen Gegenſatz in der Beurteilung einer der wichtigſten politiſchen Fragen, konnten ſie als Zeitgenoſſen ja kaum ahnen, naturgemäß klammern ſich ihre Vermutungen an dieſen oder

[100] Über die in ſpäteren Flugſchriften auftretenden mannigfaltigen Hypotheſen über Fancans Sturz hat Geley (Kap. 1) ausführlich gehandelt. Ihr tendenziöſer, gehäſſiger Charakter macht ſie — mögen ſie dieſe oder jene Partei vertreten — durchaus ungeeignet, einen zuverläſſigen Anhalt für die wahre Urſache abzugeben. Ungefähr denſelben Wert haben die uns vorliegenden Angebereien und Mutmaßungen einiger Mitgefangenen Fancans, ſo des Colonel de Beaufort, France 784, fol. 101—102, fol. 104—106, fol. 133; ſie ſind für Foucquet beſtimmt, wollen ihm mit Material an die Hand gehen und ſeine Gunſt erbetteln.

jenen äußeren Umstand, dieſes oder jenes ihnen wieder zugetragene Gerücht. Vorwiegend iſt nun die Anſicht, daß fremde Einflüſſe, Richelieu ſelbſt wenig oder gar nicht, die Schuld an Fancans tragiſchem Schickſal trügen.

Sicherlich haben dieſe ihr Anteil zu beanſpruchen; Spadas Beteiligung iſt nach dem, was wir erfahren haben, ſo gut wie ſicher, desgleichen die Bérulles, von dem ja die erſte Verdächtigung Fancans ausgegangen war. Ebenſowenig iſt die mehrfach vertretene Anſicht, daß der Großſiegelbewahrer Michel Marillac an Fancans Sturz beteiligt geweſen ſei, völlig aus der Luft gegriffen. Marillac, einer der führenden Geiſter der klerikalen Partei, hatte ſich, wie wir ſahen, in der letzten Zeit unaufhörlich Angriffe Fancans zugezogen; in ſämtlichen Schriften wird die Abſetzung dieſes Anhängers der Kabale gefordert. Ihm ſelbſt war die gegen ihn gerichtete Tätigkeit Fancans nicht unbekannt geblieben; eine geraume Zeit nach Fancans Tod für Marillac verfaßte Verteidigungsſchrift[101] — Marillac ſelbſt fiel kurze Zeit nach Fancans Sturz in Ungnade — weiß davon zu berichten, daß Richelieus Abneigung gegen den Großſiegelbewahrer durch Fancans Denkſchriften ſtändig wachgehalten und geſteigert worden ſei; ihrer habe ſich auch Richelieu dann gegen Marillac bedient. Wie der Verfaſſer dieſer Schrift noch weiter zu berichten weiß, hat Richelieu ſelbſt dem Großſiegelbewahrer von Fancans Haß Kenntnis gegeben; entſpricht das den Tatſachen — wir zweifeln kaum daran — ſo hätten wir hier wieder ein charakteriſtiſches Beiſpiel dafür, wie Richelieu zwei Gegner gegen

[101] „Apologie pour le Sieur de Marillac, garde des sceaux de France contre un libelle diffamatoire publié sous le titre d'entretiens des Champs Elisées". Bibl. Nat., France 17486 (handſchriftlich). Der tendenziöſe Charakter ergibt ſich zwar von ſelbſt, kommt aber für das, was wir aus ihr entnehmen, nicht in Betracht.

einander ausſpielt. Erſt machte er Marillac auf Fancan argwöhniſch, weil er unter den herrſchenden Umſtänden dieſen los ſein will und ſich bei der Ausführung dieſes Planes mit möglichſt vielen im Einverſtändnis wiſſen will; nachdem dann dieſer beſeitigt iſt, bedient er ſich der von dem Geſtürzten früher erhobenen Anklagen, um auch den zweiten unſchädlich zu machen. Die Glaubwürdigkeit dieſer einzelnen Behauptungen iſt ja zwar keine unbedingte, aber wir erfahren mit Gewißheit, daß Marillac von Fancans Abneigung unterrichtet war, daß er dieſelbe erwiderte, und wir geben den Vermutungen, welche für eine Anteilnahme Marillacs an Fancans Sturz ſich ausſprechen, um ſo mehr recht, als Fancans mitverhafteter Bruder, Vincent Langlois, ſich ganz zu dieſer Überzeugung bekennt.[102]

Mitgewirkt haben alſo fremde Einflüſſe ohne jeden Zweifel, ausſchlaggebend waren ſie ebenſo ſicher nicht. Die Annahme etwa, daß der Befehl zur Verhaftung Fancans Richelieu ſelbſt überraſchend[103] gekommen, oder daß Fancan ſogar gegen ſeinen Wunſch[104] feſtgenommen worden ſei, muß und kann vollſtändig abgelehnt werden; denn der Kardinal hat ſich bereits geraume Zeit vor dem Tage der Verhaftung (4. Juni) mit der Idee herumgetragen, Fancan unſchädlich zu machen.

Am 29. April hatte der Nuntius mit Richelieu wieder eine lange Unterredung, hauptſächlich um die Angelegenheit

---

[102] V. Langlois an den König; France 795, fol. 294.

[103] So faßt der ſavoyiſche Geſchäftsträger Pietro Biandra ſie auf in einem Bericht vom 8. Juni 1627 (Turiner Archiv).

[104] Dieſe Meinung vertritt der niederländiſche Reſident Boetzelar in einem Bericht an die Generalſtaaten vom 13. Juni; ihm gelten die Jeſuiten, namentlich der Beichtvater des Königs, Suffren, ſowie Spada als die Urheber. (Reichs-Archiv im Haag.)

Matthieu de Morgues', und im Verlauf dieſes Geſpräches kam der Kardinal dann auch auf Fancan zu ſprechen.

Er behauptete, Morgues und Fancan hätten ſich als Verfaſſer der „Questiones quodlibeticae", ſowie des „Re de i Re" — offenbar identiſch mit dem Pamphlet „Le Roy du Roy" — herausgeſtellt, die Autorſchaft des letzteren jedoch einem Dritten in die Schuhe geſchoben; desgleichen hätten ſie Bérulle bei ihm zu verdächtigen geſucht.

Auf die etwas erſtaunte Frage des Nuntius, warum er denn noch immer Bedenken trage, dieſe Sorte von Menſchen ins Gefängnis zu werfen, erklärte Richelieu, daß er nur noch etwas warten wolle, um den Schlag gegen Fancan und den anderen zu führen; der Nuntius möge noch ein wenig Geduld haben.[105] — Was nun die Begründung dieſes gegen Fancan in Ausſicht geſtellten Schlages angeht, ſo dürfte Richelieu mit ſeiner Behauptung, daß Fancan und Morgues Verfaſſer dieſer Bücher, — das erſte ſtammt aus der Feder des Jeſuiten Garaſſe und vertritt eben die Anſchauungen, welche Fancan ſtets bekämpft hat, das zweite hat mit Fancan ebenſowenig zu tun — eine wiſſentliche Unwahrheit ausgeſprochen haben; daran hat er ſelbſt nicht geglaubt. Es kam ihm ja aber auch nur darauf an, Spada irgend ein Argument vorzuhalten, welches dieſem Richelieus Abneigung gegen Fancan begreiflich erſcheinen ließ; dafür war denn auch der Vorwurf der Autorſchaft jener Bücher, die Richelieu bereits viel zu ſchaffen gemacht hatten, recht geeignet. Was tatſächlich ſeinem Plane zugrunde lag, nämlich die Abſicht, einen unbequemen politiſchen Opponenten zu beſeitigen, hätte er dem Nuntius um ſo weniger verraten, als dieſer ja Zeuge ihrer früheren intimen Beziehungen geweſen war. Anders ſteht es mit der von Richelieu hier erhobenen Beſchuldigung,

[105] Nunz. de Francia 404, fol. 297a—309a. Mai 1627.

ſie hätten andere Perſonen der Autorſchaft des „Le Roy du Roy“ bezichtigt. Sie trifft inſofern zu, als Morgues in der Tat die Aufmerkſamkeit Richelieus auf jene beiden Männer als die Verfaſſer gelenkt hatte, welche dann auch zeitweiſe deswegen in die Baſtille geſchickt wurden, Marcel und Drion[106]; auch von Fancans Beteiligung daran konnte Richelieu mit Recht ſprechen; denn Morgues weiſt in einem Brief an Richelieu[107] ſtändig auf Fancan als denjenigen hin, dem er ſeine Beobachtungen mitgeteilt habe und der ſie ſeinerſeits dem Kardinal noch einmal vortragen ſolle.

In der Tat ſcheinen nun auch Marcel und Drion bei dem Verfahren ſelbſt eine gewiſſe Rolle geſpielt zu haben. Wenigſtens berichtet der ſavoyiſche Geſchäftsträger unter dem 22. Juni 1627 im Tone großer Beſtimmtheit, daß jene beiden Fancans und ſeines Bruders Ankläger ſeien; fügt dann gleich hinzu, die Qualität der beiden Ankläger mache es wahrſcheinlich, daß die Gefangenen als ſchuldlos entlaſſen werden würden, zumal in ihren Schriften ſich nichts Belaſtendes gefunden hätte. Demnach hat man offenbar die durch Morgues' und Fancans Beſchuldigungen geweckte Feindſchaft und Rachſucht jener beiden Männer angerufen, um Anklage zu erheben; ein um ſo mehr verſprechendes Mittel, als die erwähnten Anſchuldigungen mit ziemlichem Recht als unbegründet bezeichnet werden konnten. Jene Bemerkung Richelieus zu Spada wäre dann als eine geſchickte Vorbereitung dieſes Manövers zu betrachten. Daß anderſeits dieſes Moment nur den Vorwand bot, niemals als wirkliche Urſache von Fancans Verhaftung in Betracht kommt, erhellt doch ſchon zur Genüge daraus, daß Morgues, der in der ganzen

[106] Richelieu ſpricht davon am 7. und am 28. Auguſt 1626 (Avenel II 239 und II 256).

[107] France 782, fol. 301 (14. VIII. 1626).

Affäre viel ſtärker als Fancan beteiligt war, unbehelligt blieb. Jedenfalls haben wir alſo die Gewißheit, daß Fancans Sturz eine bei Richelieu zum mindeſten 5 Wochen zuvor beſchloſſene und vorbereitete Sache war, daß Richelieu vorher wie auch nachher dafür ſorgte, das Recht völlig auf ſeine Seite zu ziehen, den ehemaligen Schützling aber ins Unrecht zu ſetzen.

Über Fancans Gefangenſchaft ſelbſt ſind wir ebenfalls ſchlecht unterrichtet; eine Nachricht, die, wenn ſie zuträfe, allerdings Intereſſe erregen würde, iſt in dem bereits erwähnten Bericht Biandras enthalten, wenn er nämlich zu berichten weiß, daß die beiden in der Baſtille gebliebenen Brüder — der Dritte iſt krankheitshalber entlaſſen worden — ſich innerhalb derſelben vollſtändiger Freiheit erfreuten. Danach gewänne nämlich die Annahme an Wahrſcheinlichkeit, daß Richelieu bei der Gefangenſetzung Fancans mehr eine Unſchädlichmachung als eine direkte Beſtrafung im Auge gehabt hätte; Argumente mußte er für das eine wie für das andere an der Hand haben, die ſchweren Anklagen, die er in ſeinen Memoiren erhebt, würden der angedeuteten Vermutung kaum etwas in den Weg legen, und uns erſcheint ſie um ſo angebrachter, als wir doch das ſachliche Element als das ausſchlaggebende des Konfliktes anzuſehen, das perſönliche an zweite Stelle zu ſetzen uns gezwungen ſahen.

Eines komiſchen Beigeſchmacks entbehren nicht die in der römiſchen Korreſpondenz mit Fancan ſich beſchäftigenden Gedankenaustauſche. Klingt es doch wie bitterer Hohn, wenn dieſelbe Kurie, welche ein halbes Jahr vorher die erſten Ankündigungen ihres Pariſer Vertreters über die gegen Fancan gerichteten Intrigen damit erwiderte, daß ſie eben dieſem Vertreter ein weiteres Vorgehen gegen St. Germain, Fancan nunmehr an der Verhaftung ihres Feindes Anſtoß nimmt und „ähnliches Volk“ empfahl, wenn, wie geſagt, dieſelbe

und den neuen Nuntius — Spada iſt im Mai abberufen worden — anweiſt, gegen dieſe als Verletzung der geiſtlichen Immunität Einſpruch zu erheben.[108] Sie ſelbſt zeigt aber auch, wie wenig dieſer Eingriff in die geiſtliche Gerichtsbarkeit in Wirklichkeit ſie ſchmerzte; denn auf die Bitten des Nuntius hin, man möge ihm zwecks Begründung des Einſpruchs genaue Inſtruktionen überſenden, erfolgt keine Antwort, ſo daß er am 13. Auguſt ſchreibt, er habe die Sache auf ſich beruhen laſſen.[109]

Zwei Monate ſpäter iſt Fancan geſtorben, eines natürlichen Todes, daran iſt kein Zweifel! Der leidenſchaftliche literariſche Kampf, der einige Jahre ſpäter um ſein Andenken geführt wurde, in dem man ſo weit ging, daß man den Kardinal des Giftmordes an ſeinem ehemaligen Vertrauten beſchuldigte, er zeigt uns doch, welchen Anteil, ob nun im günſtigen oder ungünſtigen Sinne, man an ſeinem Schickſal genommen hatte.

Danach erloſch die Teilnahme und es kam ſo weit, daß Fancans Name der Vergeſſenheit anheimfiel, um erſt lange Zeit nachher wieder ans Licht zu kommen. Seither iſt das Intereſſe für ihn reger geworden, aber jede einzelne Beſchäftigung mit Fancans Perſönlichkeit zeitigte auch wieder ein anderes Ergebnis.

Wir wieſen an den einzelnen Stellen darauf hin, wo wir uns zu anderen Anſchauungen bekennen mußten, als ſie in letzter Zeit vertreten worden ſind. Es war dies hauptſächlich gegenüber jener Anſchauung, welche unpatriotiſches,

[108] Nunz. de France 68, fol. 20/21; 13. VII. 1627.

[109] „Del Fancan, non havendo ordine preciso da V. S. Ill.ma di parlane ho stimato per hora bene soprasedere."

Der Nuntius an die Kurie a. 13. VIII. 1627. Francia 68, fol. 42.

landesverräterisches Verhalten als die Ursache von Fancans Sturz betrachtete. Hanotaux' Auffassung von Fancans Verhältnis zu Bayern läßt sich dem uns über diese Frage zur Verfügung stehenden Quellenmaterial gegenüber nicht halten, noch weniger aber verträgt sie sich mit dem Charakterbild, das Fancans Persönlichkeit als Ganzes in uns zurückgelassen hat.

Anderseits hat sich uns ja ein Ersatz für die hiermit wegfallende Erklärung von Fancans Schicksal geboten. Dieselben Eigenschaften, welche des Mannes wahre Größe ausmachen, die durch nichts zu erschütternde, vor nichts zurückschreckende Konsequenz des Denkens, ein an Starrsinn grenzendes Festhalten an seinen Grundsätzen, und deren unerschrockene Kundgebung, eben sie werden auch für sein Geschick entscheidend. Fancan, der ganz und gar in den Anregungen und Anforderungen des politischen Lebens aufging, war kein Politiker im allerfeinsten Sinne des Wortes, konnte es nicht sein! Eine dermaßen doktrinäre Betrachtung und Beurteilung politischer Probleme, wie er sie der Hugenottenfrage entgegenbrachte, verträgt sich nicht mit der Verschiedenartigkeit, nicht selten inneren Gegensätzlichkeit der Forderungen, welche eine großzügige Politik notwendigerweise in sich schließt. Gerade die enge Verknüpfung seiner Persönlichkeit mit der Richelieus erklärt sein Geschick; ein Konflikt mit dem Mann, dessen Politik doch einen ausgesprochen opportunistischen Charakter trägt, konnte nicht vermieden bleiben, und er, als der minder fest gestellte, mußte fallen.

Ob der Konflikt ein dauernder geblieben wäre, ob das alte Verhältnis später, als die politischen Glaubenssätze Fancans wieder zu Ehren kamen, nicht hätte wieder hergestellt werden können?

Angesichts des gehässigen Nachrufes, den der Kardinal seinem früheren Vertrauten zuteil werden läßt, wäre man

geneigt, dieſe letztere Möglichkeit kurzer Hand abzulehnen. Zuvor müſſen wir uns aber noch die Frage vorlegen: Gibt dieſe Stelle in Richelieus Memoiren einfach die Überzeugung des Kardinals wieder, oder verfolgt ſie nicht einen beſtimmten Zweck? Wir nehmen das letztere an. Die Tendenz des Werkes überhaupt, die Perſon des Kardinals bei jeder Gelegenheit ins Licht zu ſtellen, alles Verdienſt ihm ſelbſt, alle Schuld ſeinen Gegnern zuzuſchreiben, iſt doch zu erſichtlich, als daß ſeine Autorität uns hindern könnte, an der objektiven Richtigkeit ſeiner Behauptungen oft ſtarken Zweifel zu hegen. So auch hier; die Art und Weiſe, wie Richelieu Spada gegenüber haltloſe Beſchuldigungen gegen Fancan vorbrachte, um den wahren Grund ihres Konfliktes zu verſchleiern, wiederholt ſich hier einem weiteren Kreiſe gegenüber, der vielleicht mit Staunen die plötzliche Ungnade des Mannes betrachtete, deſſen frühere Intimität mit Richelieu man kannte. Und wie leicht ließ ſich eine ſolche Anklage nachträglich zuſammenſchmieden! Der erſte Teil iſt ſo allgemein, allerdings auch ſo ſcharf gehalten wie nur möglich, im zweiten, der ſpeziellere Beſchuldigungen erhebt, läßt ſich aus jeder einzelnen die Unterlage leicht herausſchälen. Hier werden ihm die Verbindungen mit den ausländiſchen Proteſtanten vorgeworfen; eben ſie hatte Richelieu ſeiner Zeit gewürdigt, zur Zeit der Verhaftung freilich geſtattete ihm die politiſche Konſtellation, dieſe Beziehungen als Spionage hinzuſtellen. Des weiteren wird dann Fancans Oppoſition gegen die Verheiratung Gaſtons in der Weiſe als Belaſtungsmoment ausgebeutet, daß ſie als „Ränke, um Zwietracht zu ſäen, zwiſchen Perſonen, deren Vereinigung im Intereſſe des Friedens nötig war", bezeichnet wird. Zum Schluß dann noch die Bemerkung, daß der König dieſen Mann mit einer ſeinem Verbrechen entſprechenden Strafe, alſo wohl der Todesſtrafe, habe be-

legen wollen, — eine Nachricht, die anderswo nicht auftaucht — und daß nur seine, Richelieus, Fürsprache Fancan vor dem Tode gerettet habe. Gerade die Begründung dieser seiner Fürsprache paßt recht schlecht zu dem Vorhergehenden; wenn er von sich rühmt, daß seine „conseils vont toujours à augmenter les récompenses des services et diminuer la punition des fautes", so fragt man unwillkürlich: Wo sind denn diese „services", die er belohnen zu müssen glaubt, in der Anklage geblieben? Nach ihr müßte man doch zu der Überzeugung kommen, daß dieser Mann überhaupt kein Verdienst gehabt hätte.

Alles, der künstlich ins Leidenschaftliche gesteigerte Ton dieser Anklage, ihre Verallgemeinerungen und Übertreibungen, sowie die offenkundigen Widersprüche heißen ihren Wert auf ein Minimum einschränken. Selbst für die Stimmung Richelieus zur Zeit der Verhaftung Fancans kann diese Anklage keinen richtigen Gradmesser abgeben; später abgefaßt, scheute sie eben vor nichts zurück, um das Vorgehen des Kardinals als durchaus gerechtfertigt, es als Notwendigkeit hinzustellen.

Die vorhin aufgeworfene Frage über die Möglichkeit einer Wiederherstellung der alten Beziehungen, oder wenigstens einer Haftentlassung Fancans, muß eben offen bleiben. Ihm selbst blieb die Genugtuung und Freude versagt, das Grundprinzip seiner politischen Ideen, den Kampf gegen Österreich-Spanien in schärfster Form wieder verwirklicht zu sehen; erspart blieb ihm freilich auch das gefürchtete Schauspiel eines neuen Bürgerkrieges, erspart als mögliche Folge davon die Erkenntnis, daß der Fall La Rochelles die notwendige Vorbedingung, der Preis einer unabhängigen, großzügigen äußeren Politik war, daß die eigene unablässige Opposition hiergegen doch einer gewissen Kurzsichtigkeit nicht entbehrt habe.

Anhang.

France 246.

fol. 202 ff.

Discours sur les affaires presentes d'Angleterre.

Tous les sujetz de riottes qui sont survenus tant au mariage qu'en suitte de cette Alliance entre France et Angleterre, se pouuoient tres facillement euiter, sy chacune des deux Nations n'eust regardé qu'a ses seuls Interestz tant particuliers que pour le bien commun des deux Couronnes & sans s'arrester aux passions d'autruy.

Il est tres vray que la prudence politique requeroit que les Angloys se comportassent envers nous avec plus de modestie quilz n'ont fait, Et la mesme prudence vouloit aussy que les François se gouuernassent envers eux avec plus de jugement quilz nen ont montre, une partye desquelz deffautz sont arrivez sur ce quil semble que Angleterre a creu que le but principal de l'Alliance quelle faisoit nestoit que pour engager la France a vanger ses querelles & pour deffendre ses interetz, et la France dun autre cotté sest laissée persuader que les plus grandz auantages quelle pouuois tirer de cette alliance estoit de planter la Religion en Angleterre en quoy les uns et les autres ont grandement erré.

Le Conseilz de la Propagation de la Foy, les mauuais desportemens d'aucuns François & les inteligences d'Espagne avec quelques Zelés Angloys, ont pesle mesle aidé a faire auorter les fruitz qui deuoient naistre de cette alliance pour le bien des deux Estatz et tant que la France et Angre auront

autre but que l'interest commun des deux couronnes Il ny aura jamais aucune union entre elles.

Rome na autre passion que de se seruir de nous, pour restablir son autorité dans l'Angleterre laquelle chose est bien a desirer, mais elle ne regarde en aucune facon ny le repos ny lauantage du Roy, qu'ainsy ne soit, quand l'Angleterre estoit anciennement toute Catholique, la France ne laissoit pour cela d'estre troublee par les Angloys et de les auoir pour cruelz ennemis, tout de mesme que les Espagnolz sont encore aujourd'huy les nostres, Ce nest donc que le pure interest du St. Siege lequel par ses pratiques veut engager Sa Ma^ta^ a lapuier en ses dessins tout ainsy que l'Espagnol soubz le mesme pretexte de Religion solicite les Angloys catholiques de trauerser la bonne union qui pourroit naistre entre France et Angleterre par le moyen de l'aliance, laquelle nous est esludée et rendue infructueuse par les accortes factions de Rome et d'Espagne et le tout pour le peu de preuoiance des Francois.

Linterest du Roy d'Espagne touchant le dessein quil a de faire venir aux mains les Roys de France et de la Grande Bretagne, est sy grand quil ne faut pas doutter, quil n'employe tous les stratagemes du monde et quil ne promette secrettement un recciproque secours aux deux Couronnes affin de les engager a se piquer l'une contre l'autre, dautant que de cette guerre, l'Espagnol seul en profiteroit, en ceque l'Angloys occuperoit ses forces contre la France et celles de la France contre Ang^re^ Outre la guerre ciuille quil fomenteroit dans le Royaume, cependant qu'Espagne regarderoit la Tragedie et s'assujettieroit le reste de l'Allemagne, pour puis apres triompher des Francois & Angloys a sa commodite et dans nos foiblesses.

Que ce ne soit le but des Espagnolz d'allumer le feu dans les deux couronnes, toutes les raisons d'Estat font pour eux et pour le regard du Roy quand bien il voiroit en aparence toutes les certitudes du monde en prenant les armes contre

Angre. Il ne doit neansmoins sy engager, estant tres vray que l'Espagnol ne consentira jamais que la France s'auantage sur la Grande Bretagne. Au contraire il ne faut nullement doutter qu'Espagne nassiste les Angloys en leurs necessitez comme les plus foibles affin de faire subsister plus longuement l'effort de nos inimitiez les uns contre les autres.

De se promettre que l'Espagnol assistera le Roy contre Angre Il ne le faut croire en aucune facon pour les raisons susdites Mais tenir comme article de foy que le Roy Catholique portera bien plustost celuy de la Grande Bretagne a renouveller ses vieilles pretentions sur le duche de Guienne et de prendre l'occasion de proteger la Rochelle comme un levin tres puissant de produire des grands troubles et desolations dans le Royaume.

Cest donc au Roy et a son Conseil de preuoir tous ces inconueniens & principallement a cette heure que les choses ne sont encore dans l'irreconciliation.

Les plus salutaires remedes ne sont pas ceux qui gueriss-sent le mal, mais bien ceux qui empeschent les maux devenir, de mesme il semble que les meilleurs moyens de nous garantir contre l'Angre nest pas de nous preparer a la guerre mais bien d'euiter dy tomber, dautant quelle ne se peut faire en aucune facon qua la confusion des deux Couronnes & au tres grand auantage des ennemis d'icelles. Que sil semble que les Angloys nous y veullent engager par leur imprudence, cest aux François a leviter par prudence et a se montrer les plus sages, a raison que l'affoiblissement des uns, facilite celle des autres et je diray plus, que sy LAngre se vouloit perdre par son mauuais gouvernement, la France le doit empescher nestoit quelle vit clairement que cette perte peut retourner a son proffit, ce que l'Espagnol ne souffrira jamais, ainsy quil a este desja dit.

Il ny a rien donc a gaigner contre Angre. Non plus qu'a s'imaginer la facilité de sa conqueste, comme quelques uns

l'ont voulu persuader, au contraire il faut que la France tienne pour Maxime d'Estat tres certaine, qu'elle ne peut auoir apuy plus seur pour resister a la visible grandeur des Espagnolz que de se bien unir avec le Roy de la Grande Bretagne, ces deux couronnes estant plus que suffisantes dans leur union de contenir Castille en ses bornes et de retarder les projetz de ses conquestes.

Les moyens de paruenir a cette union dans les chaleurs ou les affaires sont a present seroit de preuenir les dessins des Caballes estrangeres en ne laissant trainer plus longuement les aigreurs qui sont pour l'heure entre les deux Royaumes, lesquelles par le temps ne peuuent produire que du mal, tant par les propres deffautz & antipathie des deux nations, que par les rencontres des menees de Rome & de Madrid qui pour leur interestz agissent a leur mode parmj les François et Angloys & tout cela aux despens des nostres.

Les Roys d'Espagne quoy que tres superbes ne se sont jamais arrestez au point d'honneur quand il est question de rechercher ce qui leur est profitable, tesmoing les submissions presens et carresses quilz ont fait *au feu Roy de la Grande Bretagne* pour empescher qu'il ne trauersat leurs desseins, dautant que toutte la gloire dun Prince ne consiste qua bien conduire ses affaires, et ne se trouue pas qu'aucun ait esté blasme dauoir sagement recherché les expedientz de preuenir un mal, suiuant cette pratique, le Roy peut enuoyer secrettement quelque capable de negotier qui luy soit confident et toutesfois agreable aux Angloys, lequel fera ses tentatiues comme de luy mesme et non soubz le nom de sa Ma^te^. Louys XIe fit de mesme quand il voulut engager les Angloys a traitter de paix auec luy ce qui luy reussit heureusement et utillement.

Que sa Ma^te^ face le semblable, quelle depesche quelques a la Cour de Londres qui aye les qualitez susdites ou vers la Royne sa sœur et selon quil disposera ou trouuera les

choses disposées il en donnera aduis de deça, de dire quil y a en Angleterre assez de gens qui se sont entremis & entremettent de negocier, ce nest pas assez, Il est bon quelquefois de changer de negociateurs pour la figure et pour l'ouuerture des accomodemens. Or pour bien traitter de dela, Il faut auparauant que la France de son cotté considere meurement les fautes passées; quelle se dispose a ny retomber et quelle regarde a ce qui est necessaire tant pour elle que pour le bien commun des deux couronnes. Il faut quelle considere encore quelle a besoin de repos, quelle a la conservation d'Angre, de bien s'unir avec elle, et de joindre mutuellement et auec efficace leurs armes contre les dessins d'Espagne, sur ce fondement il sera tres facile d'adoucir toutes les aigreurs que les mauaises inteligences du passé ont produit dans les Esprits des deux nations.

Ce qui doit plus porter la France a procurer cet accommodement cest quil en reussira un grand bien et repos aux deux Estatz, la où de la continuation des riottes il nen peut arriuer que continuation de desordres aux uns et aux autres & particulierement a la France, laquelle les Angloys & Espagnolz harcelleront et les brouillons du dedans bouluerseront sens dessuz dessoubz.

De plus il faut considerer que la moindre despense extraordinaire achevera de ruiner le Roy, le peuple et l'Estat, lesquelz tous ensemble ont des apresent bien de la peine a trouuer de quoy fournir a la denspence ordinaire et a leurs necessitez.

Cest pourquoy le Roy fera tres prudemment d'aller au deuant de tous ces malheurs, et aura autant d'honeur de les preuuenir, que ce luy sera de confusion de les laisser croistre par une imagination de vouloir plustost tout hazarder, que destre le premier a sonder les tentations secrettes dun accommodement, l'honeur en telle rencontre n'estant point a la recherche mais a lauantage que lon retire des negociations et aux inconuenients que lon euitte par les voyes dicelles.

No[a] que l'accommodement des affres d'Angre despende de cinq poinctz

1. Le premier du restablissement des François pres la Royne.

2. De la ligne offensiue et deffensiue que les Angloys demandent.

3. du payement du dot de lade Dame Royne.

4. de la restitution des vaissaux de part et d'autre.

5. De l'execution du traitté de paix avec les huguenotz de France en quoy les Angloys pretendent avoir quelque Interest.

Corr. Rome 39, fol. 345/350.

Lange Denkſchrift Fancans mit dem Originaltitel von ſeiner Hand:

Moyens legitimes, solides & necessaires pour contenir le St. Siege & empescher qu'il n'accroisse davantage son autorite dans la France, au prejudice de celle du Roy & tranquilite de son Estat.

Est icy a considerer avant toutes choses que Rome s'est tousiours efforcee de persuader comme article de Foy, aux Princes et aux peuples que pour faire subsister heureusement leurs Estatz quil failloit absolument qu'ilz fussent bien avec le St. Siege et luy rendre une entiere submission. Et sur cette croyance les Roys se sont *laisse empietter* par les Papes, sans oser leur contredire ny resister a leurs entreprises que tres foiblement, d'on est procede *la grandeur de leurs Saintetz* et *la cadence du Clerge de France.*

Tous les hommes de grand jugement, entre lesquelz on peut mettre pour exemple le feu Cardinal d'Amboise ont tenu le contraire de la susdite croyance & ont estime tout au rebours que pour avoir du credit a Rome qu'il ne se failloit

tant estudier a luy complaire que a se rendre redoutable, et que pour bien vivre avec le St. Siege qu'il n'y avoit expedient plus souverain que de se faire connoistre jaloux, rigoureux *a* la conservation des loix de la monarchie et que tousfois et quantes que les Papes voudroient estendre tant soit peu leur autorité au prejudice de celle du Prince, que non seulement on ne le souffriroit, mais que lon y resisteroit genereusement sans que aucune consideration de respect en peut retarder l'effet.

Quiconque vivera de cette sorte aura repos avec Rome et ne sera jamais hurté par le St. Siege, estant a remarquer que les Papes n'ont jamais caballé dans la France, sinon lorsquilz ont reconu que nostre foiblesse doneroit facilite a leurs entreprises.

Le feu Cardinal d'Amboise en tenant teste a Rome a maintenu la France en paix de ce cotté la & se rendit mesme sy necessaire que le St. Siege le fit legat perpetuel pour la seule crainte quil eust, qu'il ne portast les choses plus avant au prejudice des affaires du Pape et quiconque tiendra encore le mesme chemin, il s'aquerrera encore les mesmes avantages et se rendra considerable envers Rome, Tesmoing le *feu Connestable d'Esdiguieres* qui pour s'estre fait craindre a obtenu des Papes tout ce qu'il a desiré d'eux iusques a luy envoyer les expeditions dans Grenoble aussy tost qu'il les a demandees quoy quelles fussent quelquefois tres injustes. Le feu Mareschal d'Anville (Damville) Montmorency receu les mesmes favorables traitteinens de Rome lorsqu'il estoit dans le parti des Huguenotz du Languedoc, le tout pour la seule aprehension qu'avoit le Pape, quil portat ses armes dans le Comtat d'Avignon; Par ou se void que c'est une erreur tres grande, que pour bien establir (ses affaires) qu'il faut estre bien de necessité avec le St. Siege, veu que les sus (dits hommes) particulierement, par une maxime toute contraire ont prospere en leurs desseins et affermy leurs Estatz contre les entreprises de Rome.

Je dis donc que pour bien reussir avec les Papes qu'il faut vivre avec eux ainsy qu'ilz vivent avec nous: Rome nous veut tenir en crainte, affin d'agrandir ses affaires aux despens de nostre timidité, La France pour luy rendre le semblable doit tenir la main haute sur Rome affin quelle ne s'esmancipe d'entreprendre aucune chose a nostre prejudice. Le St. Siege tient cette maxime de nous faire courre tousiours apres luy, nos Parlementz et le Conseil du Roy doivent agir de telle sorte qu'ilz facent tousiours courre Rome apres eux: Les Papes tiennent en longueur toutes les expeditions et les affaires que Sa Ma^te^ et les Grandz de son Royaume ont dans le consistoire, affin de faire cependant passer en France ou dans le Conseil privé les choses que le St. Siege desire extorquer de nous; au reciproque nos Roys, doivent tenir Rome en longueur quand elle demande quelque faveur de leurs Majestz & ne luy rien accorder quelle n'ayt fait au prealable tout ce que nous desirons.

Ensuitte de ce que dessus il semble que la plus solide Maxime que la France puisse tenir Cest de n'obliger jamais Rome en quelque petite chose que se soit aux despens de l'autorité Royalle et au prejudice des loix de l'Estat: Mais pour bien tenir les Papes en bride et pour les obliger accortement Il faut tousiours leur susciter des affaires soubz main et apres les favoriser en empeschant que on ne leur face le mal tout entier & ainsy les tenir continuellement en eschec, comme fait Espagne qui les pinse en riant, el ne les delivrer jamais entierement de l'aprehension; autrement vous eschapera tousiours & brouillera la premiere, estant tres vray de dire que du jour que Rome ne craint rien, le mesme jour elle devient insolente de sorte qu'il n'y a plus asseure expedient pour contenir le St. Siege dans les bornes du devoir que de luy laisser continuellement quelque espine au pied & l'orage devant les yeux.

Pour exemple, sy le Roy *eut maintenu la Sorbonne sur la Censure du livre de Santarelli & laissé agir le Parlement*

sur le fait des quatre articles que les Jesuites devoient souscrire, et que sur leur refus de les signer que la Cour leur eust interdit la Confession et l'instruction de la jeunesse, outre que Sa Ma^te^ eust obligé la Sorbonne et son Parlement, elle eust encore fait connoistre a son peuple et au Pape la jalousie quelle a de se faire obeir par ses sujetz et en suitte, le Roy eust peu dans les solicitations que Rome eust fait pour leur restablissement, obliger sa Sainteté en la tenant en esperance de faire quelque chose en sa faveur ou en luy accordant une partye de ce que on leur auroit osté, assavoir la confession ou l'instruction, et les uns et les autres se fussent comportez modestement envers la France, affin de se remettre en grace; estant a remarquer que les Jesuites n'ont jamais rien attenté contre nos Roys, durant leur bannissement, et ne le feront jamais tant qu'ils esperent quelque chose en leur faveur.

Ainsy Sa Ma^te^ sans se mesler de tel genre d'afaire doit estre bien aise et trouver bon que ses Parlemens qui sont Protecteurs des loix de l'Estat, donnent tousiours quelque attainte au St. Siege toutesfois et quantes que Rome par ses resortz hurte ou veut entreprendre contre l'autorité royalle & les libertez de l'Eglise galicanne.

La France semble avoir une infinité de moyens pour tenir les Papes en brassiere comme sont ceux qui ensuivent et particulierement cesluy, cy, assavoir que Sa Ma^te^ face demander soutz main par le Clerge la Cassation du Concordat et le restablissement des Eslections aux Benefices vaccans & faire semblant de l'aprouver comme chose tres sainte; Cette seule proposition tiendra le Pape en telle aprehension quil nosera en rien desplaire au Roy tant que cette instance sera sur le tapis, crainte de se voir frustré du grand revenu des Annates de France.

Un autre tres grand moien pour estonner Rome et empescher quelle corrompe les serviteurs du Roy, seroit que Sa Ma^te^ tesmoignat n'avoir doresnavant autrement en affection

la promotion de ses sujetz au Cardinalat et pour cest effet retarder les nominations le plus quil luy sera posible ou ne nommer que des Estrangers: Cette procedure fera qu'au lieu que le St. Siege nous pense tenir par ses Chapeaux, qu'au rebours il nous recherchera de crainte que venions a les negliger, et pour respondre a ce que aucuns objecteront que l'Espagne aura par ce moyen un plus grand nombre de cardinaux que la France, Il est vray de dire que cela ne nous importe nullement, estant a remarquer la dessus, que ce a este un artifice duquel Rome s'est servi affin de faire valoir & rechercher davantage la dignite de Cardinal, en faisant astucieusement croire qu'il n'en failloit pas faire pour Espagne qu'on n'en fit un autre au mesme instant pour la France: Ainsy les Papes voulans faire des Cardinaux, ilz font quelquefois dire au Roy d'Espagne qu'ilz sont pressez de France, et au Roy de France qu'ils en sont solicites par Espagne, et par ce stratageme ils ont mis en telle estime cette dignite comme sy cestoit un malheur au Prince den estre exclus & un grand bonheur pour lui d'avoir plusieurs de ses sujetz qui en soient honorés; là on tout au rebours la France pour son bien doit avoir le moins de Cardinaux quelle pourra, ny ayant rien qui ait tant corrompu le Corps du Clerge de ce Royaume que l'ambition effrenée de parvenir au Chapeau, ny qui ait plus ruiné & ruinera les affaires du Roy que cette dignité.

Un autre subtil expedient pour tenir encore Rome en devoir, seroit de proposer de relever la dignité antienne des Ducqes et Pairs Ecclesiastiques qui semble aujourdhuy comme estainte dans la France, et pour cest effet que les Pairs ecclesiastiques demandassent permission au Roy de se pouvoir vestir d'Escarlatte; cette instance rendroit assurement le St. Siege plus souple & complaisant envers Sa Ma^{te}, crainte d'estre brave par l'octroy qui se pourroit faire aux Pairs Ecclesiastiques de porter l'escarlatte. Ce qui sembleroit retourner a la diminution de l'esclat des cardinaux.

Sur tout apuier la Sorbonne, les Parlemens & les Universitez du Roy^me^ et laisser agir ces Corps pour resister et s'oposer au prejudiciables nouveautez de la doctrine & maximes des Jesuites.

Proteger les bons serviteurs du Roy, empescher l'opression d'iceux, estudier a faire des hommes pour le publiq, tant dans le Corps des Prelatz, Sorbonne, Parlemens que Universitez, lesquelz par leur saine doctrine puissent enseigner & deffendre l'autorité Royalle et en suitte exclure des Chaizes publiques ceux qui ont les sentiments contraires au bien de l'estat & les reculler des employs.

Ne permettre plus que les religieux reformez ny autres s'entremeslent des affaires du temps & sortent de leurs maisons pour vaquer dans les intrigues du siecle. Ains requerir quils observent la vye claustralle suivant les anciens statuz & canons de l'Eglise. Faire deffendre par le Parlement a tous les sujetz du Roy d'aller passer aucun acte de justice devant le Nonce soit par attestation de mœurs ou autrement a peine de nullite & de punition aux refractaires.

Faire requerir par l'assemblee des Notables que deffences soient faites a tous les Prelatz du Royaume et a tous ceux du clerge d'aller conferer avec les Nonces sans permission de sa Ma^te^ ou de Messieurs de son Conseil, a peine de perdre les fruitz de leurs benefices pour la premiere fois & de privation diceux en cas de continuation; estant a considerer que les Nonces residantz en cette Cour ont pris une liberte de soliciter & corrompre aujourdhuy publiquement les sujetz du Roy, mesme que la plupart des Ecclesiastiques se prostituent ouvertement pour complaire aux affaires du temps au St. Siege & aquerir les bonnes graces des Nonces, sans qu'on prenne garde a la consequence de telles actions trop frequentes pour le bien de l'Estat.

Deffendre l'introduction des nouveaux ordres de religieux dans le Royaume ny de plus bastir aucun Couvent, avec jussion aux parlemens d'y avoir l'œil.

Tollerer soubz main que le Gouverneur d'Orenge face de temps en temps quelques niches & exactions sur le Comtat venitien (Venaissin?), affin de reduire le St. Siege d'avoir recours au Roy pour faire cesser par son autorité les vexations.

Et pour le regard des continuelles caballes que Rome fait dans la France soubz pretexte de Religion, un des plus puissants expedients, qui se puisse trouver a present pour couper broche aux inconveniens qui en peuvent arriver a la longue & pour empescher que le St. Siege n'embarasse plus les espritz des François: Le Roy doit donner charge a son Ambassadeur resident pres de sa Saintete de demander une audience en plain consistoire et en icelle faire publiquement entendre quel a este jusques a present le zelle de sa Ma^te^ et des Roys ses predecesseurs pour la protection et avancement de l'Eglise; les excessives despences quilz ont fait pour s'oposer aux progres de l'heresie et pour l'exterminer de la France, et faire sonner haut comme les Roys Charles 9 & Henri 3 y ont consomme neuf cens quarante & tant de millions, que sa Ma^te^ regnante y a employé plus de sept cens millions de livres en ces dernieres troubles; a quoy ne pouvant plus subvenir & neanmoins desirant tousiours continuer le mesme zele a l'achevement dune sy sainte entreprise Il requiert sa Saintete et tout le colege de le secourir presentement en une seule somme d'un million de ducatz pour employer aux Blocutz de la Rochelle et de Montauban. Comme aussy daccorder les Annates de tous les Benefices vaccantz tant que la guerre durera contre les Huguenotz, a faute dequoy sa M^te^ ny son peuple ne pouvans plus fournir aux fraiz, elle declaire *quelle sera contrainte de se resoudre a faire une paix solide entre ses sujetz de l'une et de l'autre religion.*

Or il est tout certain que le Pape n'accordera les Annates ny donnera jamais aucun argent, dont le Roy se pourra plaindre tout haut & par ce moien la faction des Religieux ne pourra plus sy hardiment accuser sa Ma^te^ ny son Conseil

d'aucun manquement d'affection, au contraire on pourra tout rejetter sur le St. Siege, par son refus de contribuer a une sy sainte guerre.

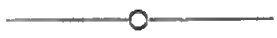
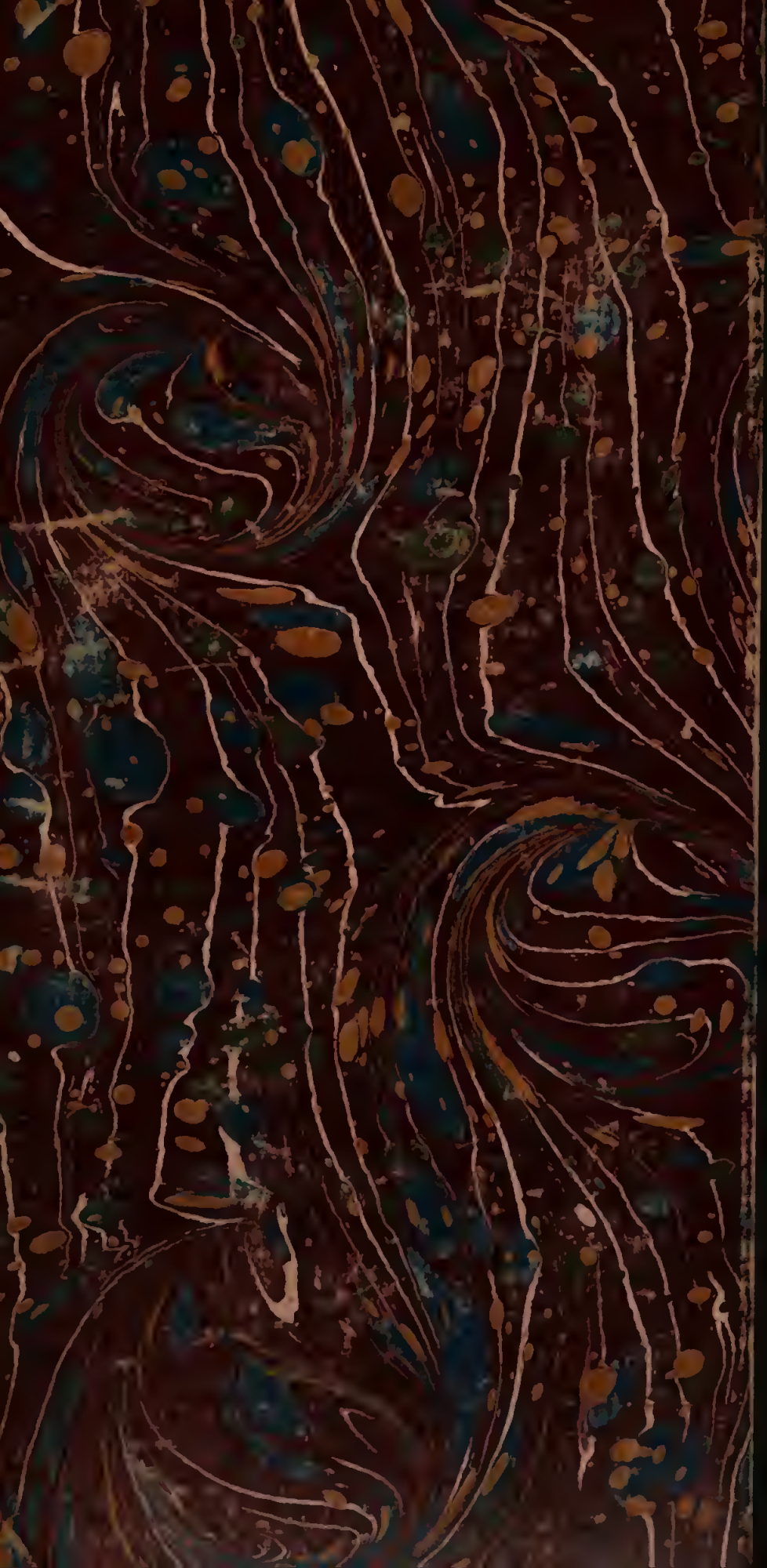
Ainsy le Roy se garantira des pieges ou on le veut jetter & sy Rome n'osera plus sy librement nous embrouiller par les caballes continuelles que font tous les ordres des nouveaux religieux au prejudice de la tranquilité publique.

En pratiquant une partye des choses susd. nous trouverrons subsistance de l'Estat et eviterons les malheurs que nous accumulons tous les jours sur nos testes pensant les dissiper par la complaisance que nous nous efforcons de rendre au St. Siege. Partant il faut conclurre, que c'est une extravagance tres grande de simaginer ou de se laisser persuader quil est absolument necessaire d'estre bien avecq Rome, au contraire il est plus probable qu'il faut accoustumer les Papes, comme fait Espagne, a leur monstrer une ouverte resolution de ne souffrir qu'ils entreprennent sur les loix de l'Estat ny quilz attentent sur l'autorité royalle; par ce moyen la France empeschera les continuelles tentatives que leurs Saintetez font a tous momens sur elle, par la connoissance quils ont de nostre foiblesse qui donne sujet au St. Siege d'entreprendre plus hardiment ce qu'il ne feroit ny fera jamais quand il voira que le Conseil aura du courage pour ne l'endurer.

Ce n'est pas quil faille de gaité de cœur hurter Rome pour se mettre mal avec elle, mais aussy ne faut il pas achetter son amityé sy cherement quelle retourne au detriment de la Couronne. Or pour remedier a l'un et a l'autre inconvenient Il faut que les François facent paroistre qu'ils ne veullent faire niche au autrui ny quilz soient gens pour la souffrir de personne, que sy le Conseil ne se resoud de vivre doresnavant de la sorte, asseurement que l'Estat est pour voir en bref un notable acheminement a sa ruine.

Venise n'a maintenu sa Republique aux derniers troubles qu'elle a eu ny sauve sa reputation contre les violens attentatz

de Rome que par la seule resolution que le Senat a tesmoigné de ne rien quitter de ses droitz pour complaire au St. Siege ny vouloir souffrir qu'on fit brosche a ses loix en la moindre chose; que la France monstre une mesme generosite, elle se garantira & maintiendra glorieusement contre tous les dessins de ceux qui veullent tous les jours empietter sur elle pour l'oprimer; sy elle ne le fait, je repette encore une fois, quelle voira en bef un notable acheminement a sa ruine.



C. F. Winterſche Buchdruckerei.